MACHT UND SITTLICHKEIT IM NATIONALEN LEBEN

Johannes Lepsius



Preis 50 Pfennig.

Hefte der freien kirchlich-sozialen Konferenz.

Heft 25.

Macht und Sittlichkeit im nationalen Leben.

Vortrag, gehalten auf der 7. Hauptversammlung der freien kirchlich-sozialen Konferenz zu Düsseldorf, am 30. April 1902.

Mit Diskussion.

Von Dr. Lepsius.



Berlin 1902.
Verlag der Buchhandlung der Berliner Stadtmission, SW., Johanniterstr. 6.

Freie kirchlich-soziale Konferenz.

Die kirchlich-soziale Konferenz ist eine evangelisch-kirchliche, nicht eine parteipolitische Vereinigung, ein Sammelpunkt für evangelische Männer und Frauen, die im Geiste unserer Reformation beten und arbeiten, daß das Evangelium die bewegende Kraft unseres Volkslebens bleibe und immer mehr werde. Der Jahresbeitrag ist 1 Mk., einschließlich des Abonnements auf die „Kirchlich-sozialen Blätter" 2,50 Mk. jährlich. Anmeldungen an Generalsekretär Lic. Mumm, Berlin N24, Auguststr. 82 erbeten.

Die **Kirchlich-sozialen Blätter** sind bereits heute eine der verbreitetsten Monatsblätter der evang. Kirche. Sie brachten 1901 Beiträge von Staatsminister D. Dr. Bosse †, Prälat a. D. v. Burk, Dr. Dennert, Marineoberpfarrer Christian Rogge, Hofprediger Stöcker, Lic. Weber, 1902 von Oberlandesgerichtsrat Dr. Duncker, Dr. Lepsius, Prof. D. von Nathusius u. a. Postzeitungsliste für 1902 Nr. 3977. Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen (durch die Buchhandlung der Berliner Stadtmission) und durch das Generalsekretariat der freien kirchlich-sozialen Konferenz Berlin N24, Auguststr. 82 für **1 Mark** halbjährlich.

Flugblätter der freien kirchlich-sozialen Konferenz:

Zu beziehen durch das Generalsekretariat Berlin N24, Auguststr. 82.

1. **Einige Gedanken über Evangelisation und Gemeinschaftspflege.** Von P. Hasse. — **Kirchlich-soziale Aufgaben der Gemeinschaftsleute.** Von P. Samuel Keller. — **Die zweite Kommission der freien kirchlich-sozialen Konferenz.** Postfrei 1 Stck. 10 Pf., 10 Stück 60 Pf., 20 Stück 1 M. 100 Stück 4 M.

2. **Was denken die Naturforscher über Religion?** Postfrei 1 Stck. 8 Pf.. 10 Stück 50 Pf.. 20 Stück 80 Pf., 100 Stück 3 M., 500 Stück 9 M., 1000 Stück 15 M.

3. **Was halten die Naturforscher von Ernst Haeckel und seinen „Welträtseln"?** Postfrei 1 Stück 6 Pf., 10 Stück 30 Pf., 20 Stück 50 Pf., 100 Stück 1,80 M., 500 Stück 6 M., 1000 Stück 10 M.

Macht und Sittlichkeit im nationalen Leben.

Vortrag, gehalten auf der 7. Hauptversammlung der freien kirchlich-sozialen Konferenz zu Düsseldorf, am 30. April 1902.

Mit Diskussion.

Von Dr. Lepsius.



Berlin 1902.
Verlag der Buchhandlung der Berliner Stadtmission,
SW., Johanniterstr. 6.

Leitsätze.

I.

1. Weder die individualistische Ethik, die das Heil der eignen Seele, noch die nationalistische Ethik, die das Heil des eignen Volkes zur obersten Richtschnur des sittlichen Handelns macht, wird der Weltaufgabe des Menschen gerecht.

2. Der Versuch, die Einseitigkeit individualistischer und nationalistischer Grundsätze durch abwechselnden Gebrauch derselben auf verschiedenen Lebensgebieten aufzuheben, schafft nur eine zwiefache Fehlerquelle und zerreißt die Einheit des sittlichen Bewußtseins im persönlichen und nationalen Leben.

3. Sowohl die individualistische als die nationalistische Ethik ist unchristlich, da sie beide im Prinzip des Egoismus wurzeln.

II.

4. Die Gebote Jesu widersprechen nicht nur den Grundsätzen der nationalistischen, sondern auch denen der individualistischen Ethik.

5. Jesus ist nicht gekommen, die sozialen, wirtschaftlichen, rechtlichen und politischen Ordnungen der Völker aufzulösen, sondern zu erfüllen.

6. Die rein individualistische Deutung der Gebote Jesu ist ein weltgeschichtlicher Irrtum, der am Mark der Christenheit zehrt und sie unfähig macht, ihre Aufgabe an der Welt zu erfüllen.

III.

7. Da alle Fragen des nationalen Lebens Machtfragen und alle Aufgaben desselben sittliche Aufgaben sind, so

handelt es sich bei der Lösung derselben um den sittlichen Gebrauch von Machtfaktoren.

8. Der sittliche Gebrauch von Machtfaktoren untersteht unter allen Umständen dem Gebot der Gerechtigkeit.

9. Wo die freiwillige Erfüllung der Forderungen der Gerechtigkeit versagt, ist auch nach dem Gesetz Christi die zwangsweise Durchsetzung derselben zum Zwecke der Aufrechterhaltung der sittlichen Lebensordnungen geboten, während im persönlichen Leben, sofern es sich um nur persönliche Rechte handelt, der Verzicht auf zwangsweise Durchsetzung derselben gefordert wird, sobald durch solchen Verzicht sittliche Wirkungen erzielt werden, die bei Einzelnen oder in der Gesamtheit freiwillige Gerechtigkeitserfüllung hervorzurufen imstande sind.

IV.

10. Die sittliche Aufgabe des Christen hat die Verwirklichung des Reiches Gottes in der Welt, die Herrschaft des persönlichen Gottes über die Menschheit zum Ziel.

11. Obwohl die christliche Ethik alle Motive individueller und nationaler Selbstsucht verwirft, so fordert sie doch die höchste Anspannung aller individuellen und nationalen Kräfte zum Zwecke der Verwirklichung des Reiches Gottes unter den Völkern der Erde.

12. Wir haben kein Recht zu erwarten, daß unser deutsches Volk eine Beute des Antichristentums werde, wir haben zu glauben und zu handeln, damit es die „Früchte des Reiches" (Mt. 21, 43) bringt.

Der Mensch lebt, so lange er hofft, und die Völker leben, so lange sie an ihre Zukunft glauben. Denn der Mensch lebt nicht nur von den Bedingungen und Voraussetzungen seines Daseins, sondern mehr noch von seinen Zwecken und Zielen; und die Völker leben nicht nur von dem geschichtlichen Erbe ihrer Vergangenheit und den Lebensbedingungen ihrer Gegenwart, sondern mehr noch

von den Träumen und Idealen ihrer Zukunft. So lange ein Volk noch Ideale hat, hat es auch Schwungkraft, alle seine Lebenskräfte in Bewegung zu setzen, um höheren, ewigen Zielen nachzujagen.

Wir wissen, was unser deutsches Volk geleistet hat, als es galt, den Kaisertraum und die Idee der nationalen Einigung zu verwirklichen. Jeder große Aufschwung, jede höchste Anspannung von Kräften hat in der Regel eine Abspannung zur Folge. Wir haben in den zwei Jahrzehnten nach 1870 eine solche Krisis durchlebt. Das nationale Ideal war mit Aufbietung aller Seelenkräfte verwirklicht; — aber was nun? Man lebt nicht vom Erreichten, nicht von dem Brot, das uns gestern gesättigt hat. Die Zeit nach 1870 war die Zeit ohne Ideale. Wäre sie es geblieben, so würde der Höhepunkt unserer Geschichte zugleich das Ende derselben gewesen sein. Doch neue Ideale tauchten auf: die Idee der nationalen Ausbreitung, die Kolonialidee und die Idee der sozialen Ausgleichung, die soziale Idee. Es spricht für die Lebenskraft der evangelischen Kirche, daß sie die Männer gestellt hat, die im Vordergrund der kolonialen und sozialen Bewegung standen. Aber eine neue Gefahr stellte sich ein, welche den Charakter dieser Ideen als nationaler Ideale in Frage zu stellen schien. Unser Volk ist zu sehr das Volk der Reformation, ist zu eng und unauflöslich mit dem Evangelium verwachsen, als daß es ihm möglich wäre, auf die Dauer einem Ideal nachzujagen, welches sich im Widerspruch mit den letzten und höchsten Zielen des christlichen Glaubens durchzusetzen versucht. Sowohl in der inneren als auch in der äußeren Politik sah sich das nationale Bewußtsein bald vor das Problem gestellt, ob es möglich sein würde, die neuen Ideale so zu verwirklichen, daß das christliche Gewissen denselben zustimmen konnte. Solange die soziale Idee nur von Seiten der Sozialdemokratie im antichristlichen Sinne verfochten wurde, war es undenkbar, daß dieselbe unser nationales Leben durchdringen und einer neuen Zukunft entgegenführen konnte. Aber auch die Idee der nationalen Ausbreitung mit dem Programm einer Weltpolitik, die der Industrie, dem Handel und jedem

Ueberschuß nationaler Kräfte neue Arbeits- und Lebensgebiete erschließt, wurde vor dieselbe Frage gestellt, ob sie in Uebereinstimmung oder im Widerspruch zu dem Geiste des Evangeliums durchgeführt werden sollte. Dies ist die Frage, mit der wir es hier zu thun haben, dies die Alternative, vor die man uns gestellt hat: Entweder: die nationale Ausbreitung zu wollen, und auf das christliche Ideal zu verzichten, oder: unser Christentum zu behaupten und auf die nationale Zukunft zu verzichten.

1.

Nicht nur theoretisch, mit der brutalen Wucht geschichtlicher Thatsachen ist uns diese Alternative vor Augen gestellt worden. Der Burenkrieg hat uns den Anschauungsunterricht gegeben, wie man nationale Politik treibt und das prayerbook in die Tasche steckt. Und man hat uns gesagt — und an resoluter Stimmung fehlt es bei den politischen Köpfen unseres Volkes nicht —, daß wir im gegebenen Falle nichts Besseres thun könnten, als es ebenso zu machen. Right or wrong my country.

Meine Herren, die Frage ist nicht so leicht beantwortet, als es dem harmlosen Menschen erscheint. Denn wir brauchen uns nur einen Augenblick auf die andere Seite zu stellen. Da heißt es: Die christliche Moral steht unter allen Umständen im Widerspruch zu jeder nationalen Politik, ja zur Politik überhaupt. Denn, wo Selbsterhaltungs- und Herrschaftstrieb, wo Gewalt und Macht den Ausschlag giebt, da kann sich die christliche Ethik nur weinend verhüllen. Der Christ hat zu sagen: Nimmt dir jemand Sansibar, so laß ihm auch Helgoland, schlägt dir Frankreich auf den linken Backen, so biete Rußland den rechten dar. Ja, das ist doch die Anwendung, die nicht nur der naive Pietist, sondern auch der gebildetste Tolstoianer von den Geboten der Bergpredigt auf dem Gebiete der Politik machen müßte.

Macht und Sittlichkeit, Politik und Christentum werden als sich selbstverständlich ausschließende Gegensätze an-

gesehen, und man kann jedem Politiker nur raten, eilends ins Kloster zu gehen und darüber Buße zu thun, daß er sich jemals mit Politik befaßte. Unsere Fürsten, Staatsmänner, Parlamentarier und jeder, der einen Wahlzettel in die Urne wirft, mögen zusehen, wie sie ihre Seele erretten, und unsere Industriellen und Kaufleute dazu, denn sie machen's auch nicht besser; einer macht dem anderen Konkurrenz, einer geht darauf aus, den anderen zu schädigen, jeder wendet List und Gewalt an, kluge Berechnung des eigenen Vorteils, rücksichtslose Verwendung aller Mittel, um seinen Nachbarn herunter und sich in die Höhe zu bringen. Also, du Christ, laß deinen Sohn Pfarrer, Lehrer, Gelehrter, Arzt, Apotheker oder Privatier werden — aber ja nicht Kaufmann, Soldat, Staatsmann und dergleichen unchristliche Berufsarten. Das ist individualistische Ethik. Sie leitet den Menschen an, ein Christ zu sein um den Preis, daß er auf eine Aufgabe in der Welt, auf die Mitarbeit am wirtschaftlichen und nationalen Leben seines Volkes Verzicht leistet. Sie sagt zum Menschen: „nur selig" und betont das „nur" dabei, und sie ist zufrieden, wenn der Christ jedem Konflikt und Kampf in den großen Lebensfragen aus dem Wege geht und mit einem „salvavi animam meam*)" seine Schuldigkeit in der Welt gethan zu haben meint. Das aber, was sie dabei bestimmt und beruhigt, ist die Ueberzeugung, daß die Gebote Jesu eine solche Stellung zum Leben und zur Welt vorschreiben.

Und in der That, es scheint so. „Wiederstrebet nicht dem Uebel." „Sammelt euch nicht Schätze." „Wenn dir einer den Rock nimmt, so laß ihm auch den Mantel. Wenn dich einer schlägt auf den rechten Backen, so biete ihm den linken auch dar." „Was ihr wollt, daß euch die Leute thun, das thut ihr ihnen" — oder das Pauluswort: „Ein jeglicher suche nicht das Seine, sondern das, was des andern ist."

Kann man mit solchen Grundsätzen ein Geschäft treiben, kann man Geld verdienen, kann man die Konkurrenz besiegen, kann man Kali-Monopole sprengen? oder

---

*) Ich habe meine Seele errettet.

kann man in den Wahlkampf, kann man in den Klassenkampf eintreten? kann man den Arbeiter gegen den Arbeitgeber oder den Arbeitgeber gegen den Arbeiter, den Tagelöhner gegen den Gutsherrrn oder den Gutsherrn gegen den Tagelöhner, die Industrie gegen die Landwirtschaft oder die Landwirtschaft gegen die Industrie, die Majorität gegen die Regierung oder die Regierung gegen die Majorität unterstützen? Das alles ist Kampf, Konkurrenz, Geschäft — und zwar Geschäft um Geld, Kampf um Macht. Muß der Christ, muß die Seele sich nicht von all' dem abwenden?

Oder kann man mit christlichen Grundsätzen nationale Politik treiben? kann man für die Ehre der Nation eintreten? kann man für jeden Schimpf, der dieser Ehre angethan wird, Genugthuung fordern? kann man dem Nachbarn ein hands off! zurufen, und, wenn er nicht willfährt, die Hand an den Degen legen? kann man drohende und zürnende Worte über die Grenze rufen, Staatshäupter und Regierungen, ja ganze Völker demütigen — und wenn diplomatische Verschlagenheit und kriegerische Drohung nicht zum Ziel führen — Panzerschiffe über das Meer senden, Armeen mobil machen, Krieg führen, Menschenmassen vor die Kanonen werfen, Dörfer verbrennen, Städte beschießen, Länder verwüsten, Regierungen stürzen, Könige ins Exil schicken — und dabei sich noch anstellen, als ob man ein Christ sei? Heißt das nicht das Gegenteil von dem thun, was Christus gethan? Und dann noch in seinem Namen Gott anrufen, und wenn er den brutalsten nationalen Egoismus im rohesten Machtkampf mit Erfolg gekrönt, ein Te Deum anstimmen! Ist das nicht Hohn und Heuchelei?

Denn thun wir nicht im übrigen christlichen Leben das gerade Gegenteil von all' dem? Der Politiker sagt dem Inhaber eines Parlamentssitzes: ôte toi, que je m'y mette. Wenn in gebildeter Gesellschaft zwei Herren gleichzeitig auf einen Stuhl losstürzen, ist es christlich, ist es auch nur anständig, wenn sie versuchen, sich denselben im Ringkampf zu entreißen? — und das thun doch die Wahlkämpfer, die sich um einen Parlamentssitz reißen.

Lehren wir nicht selbst Kinder, wenn sich zwei um ein Spielzeug streiten, daß es edler und christlicher sei, dem anderen etwas zu gönnen und nicht alles selbst haben zu wollen? Aber wohin wollte der Staatsmann kommen, der nach dem Grundsatz „geben ist seliger denn nehmen" handeln wollte? Caprivi hat solche Anwandlungen bei seiner Kolonialpolitik gehabt, aber die Nation hat es ihm nicht gedankt.

Und nun gar: Sammelt euch nicht Schätze! Was thut denn, was will denn der Kaufmann, der Industrielle, der Bankier anders — welchem Zwecke dient die Handelsflotte, die Bank, die Börse, als dem Geldverdienen? Muß nicht der Christ sich trauernd abwenden und sagen: sie beten das goldene Kalb an, sie dienen dem „god of money-making."

Das hört man nicht nur unter den Stillen im Lande, die von der Welt nichts wissen — das kann man auch in dem vornehmsten christlichen Gemeindeblatt für Gebildete*) lesen:

„Unter den heute herrschenden politischen Prinzipien mußte England so handeln, wie es (im südafrikanischen Krieg) handelte." „Die christliche Frömmigkeit sitzt heute noch nicht am Tisch der Diplomaten und im Kriegsrat der Feldherren. Sie besitzt auch gar nicht die innere Fähigkeit, die Welt zu regieren." Darum „möge die deutsche Frömmigkeit stets sich bewußt bleiben, daß in Berlin die Politik nach keinen anderen Prinzipien gemacht wird als wie in London."

Und mit dem gesamten Gebiet des Handels steht es nach dem Urteil dieses hoch gebildeten Christen nicht besser: „Der Versuch, den der einzelne machen wollte, sich von diesen Grundsätzen fern zu halten, schließt unausbleiblich mit dem wirtschaftlichen Bankerott und ist schon an sich undurchführbar. Bei der heutigen Struktur unseres Wirt-

*) Christliche Welt. 1901. Nr. 38. Willy Veit, Die christliche Ethik und der südafrikanische Krieg. Vgl. die Erwiderungen von Max Maurenbrecher, Christentum und Nationalismus in Nr. 44 und Paul Rohrbach, Christentum und Nationalismus in Nr. 45 und 46 desselben Jahrgangs. — Die Sperrungen in deu obigen Citaten rühren von mir her.

schaftslebens lastet auf allen einzelnen ein ehernes Gesetz, und dieses dem Erwerbsleben immanente Gesetz schafft notgedrungen eine Ethik, deren Prinzip es ist, den Selbsterhaltungs- und Herrschaftstrieb in solchem Umfang zu sanktionieren, daß es als erlaubt erscheint, skrupellos alle Mittel zu benutzen, die nicht gesetzlich verboten sind, und skrupellos zu handeln ohne Rücksicht auf die Schädigung, die andere durch diese Handlungsweise erleiden. Wo aber in einem Lebensgebiet der materielle Vorteil das letzte Prinzip des Handelns wird, muß notwendig eine Handlungsweise erscheinen, die diametral den Grundsätzen der christlichen Ethik zuwider läuft. Darum sind die Grundsätze, nach denen heute unser Geschäftsleben, sei es in England oder in Deutschland geleitet wird, schlechthin unchristlich."

Man muß sich die Tragweite solcher Ueberzeugungen klar machen und dazu nehmen, daß die ernstesten Christen auch unter Gebildeten sie teilen, um zu empfinden, welche Kluft sich hier zwischen dem wirtschaftlichen und nationalen Leben der Nation und dem Christentum mit seinen ethischen Grundsätzen aufthut.

Wie soll sie überbrückt werden können? Es giebt hier einen dreifachen Ausweg.

Die Einen sagen: Es bleibt uns nichts übrig, als das Gefühl des Unerträglichen zu nähren und gegenüber dieser dira necessitas**) das Gefühl der Schuld bis zur Stärke antiker Tragik in uns zu steigern — im übrigen aber als Zuschauer in dieser Schicksalstragödie sitzen zu bleiben, bis uns ein gütiger Gott ein christlicheres Schauspiel beschert.

Die anderen sagen: In der That, an der Unchristlichkeit von Handel und Wandel, Diplomatie und Politik, Klassenkampf und Weltpolitik läßt sich nichts ändern, aber machen wir, was wir auf der einen Seite sündigen müssen, auf der anderen Seite wieder gut, indem wir daheim um so bessere Familienväter, um so opferwilligere Wohl-

**) Grausige Notwendigkeit

thäter, und im Privatleben um so edlere Menschen sind. Laßt uns auch die Wunden, die wir im Kampf um die Weltmacht schlagen müssen, durch um so größere Leistungen auf dem Gebiet der wirtschaftlichen und geistigen Kultur wieder heilen.

Die Dritten sagen: Was nützt es, sich am Gefühl der Schuld zu berauschen und im übrigen ruhig weiter zu sündigen? Was ist damit erreicht, wenn man den Sünden, die die Nation thut, ein frommes Mäntelchen umhängt von Wohlthaten, die sie erweisen will? Liegt die Sache wirklich so, daß das Christentum keine andere Ethik besitzt, als eine solche, mit der sich in der Welt nicht leben, nicht arbeiten, nicht fabrizieren, nicht Handel treiben, nicht Krieg führen, nicht Politik treiben läßt, gut: dann geht **ihr ins Kloster** und laßt uns arbeiten; aber nehmt uns wenigstens nicht das leidlich gute Gewissen, das wir bisher noch bei unserer Arbeit in der Welt gehabt haben. Oder, wenn denn doch wirklich mit dem Christentum in der Welt nichts anzufangen ist, dann verschont uns damit. Fahr' wohl, Christentum! Wir ziehen es vor, unsere Haut zu Markte zu tragen:

vivere non necesse est, navigare necesse est*).

Wir schaffen uns eine neue, eine nationale Ethik an; und, wenn sie nicht anders zu haben ist, so holen wir die alten deutschen Götter aus der archäologischen Rumpelkammer und beten Wotan an! Denn das, was wir brauchen, wie das liebe Brot, ist eine nationale Ethik.

Ihr oberster Grundsatz: der nationale Egoismus. Ihre Mittel: schrankenlose Gewalt. Ihre Rechtfertigung: der nationale Zweck heiligt die Mittel.

So stehen die Individualisten und die Nationalisten am Scheidewege: Gehst du zur Rechten, geh' ich zur Linken. Gehst du ins Kloster, geh' ich zu den Jesuiten. Gehst du zu Franz von Assisi, geh' ich zu Ignaz von Loyola!

Ich denke, diese Lösung muß uns bedenklich machen.

---

*) Leben muß nicht sein, Schiffahren muß sein.

Oder sollte dies das Ende sein? Hat das katholische Heiligkeitsideal wieder einmal Recht behalten? und hat der Protestantismus wieder einmal abgewirtschaftet?

Oder giebt es eine andere Lösung des Dilemmas?

Es lohnt der Mühe, hier gründlich zu Werke zu gehen.

Denn dieser Konflikt ist alt, er geht wie ein klaffender Riß durch das ganze abendländische Christentum, er geht durch Herz und Gewissen der edelsten Männer, der besten Christen, er ist so alt, wie die Anfänge des katholischen Christentums, er ist so alt, wie die Anfänge des Mönchtums und der christlichen Askese, wie der griechische Geist im christlichen Dogma — aber er ist nicht so alt, wie die Bergpredigt.

Da wir Christen sind und Christen sein wollen, da „christliche Völker" keine Phrase, sondern geschichtliche Thatsache sind — man braucht nur einmal in die mohammedanische Welt hineingesehen zu haben —, da es uns nicht gleichgiltig sein kann, ob die öffentliche Moral, ob das sittliche Bewußtsein unseres Volkes der christlichen Wahrheit, den Geboten Jesu den Abschied giebt oder nicht, so haben wir die Pflicht, aufs sorgfältigste zu prüfen:

Ist die individualistische Auffassung der Gebote Jesu, die im abendländischen Christentum die herrschende geblieben ist, die Tolstoi auf ihre klassischen Formeln gebracht hat: ist dieser ethische Individualismus christlich oder nicht?

Wir werden damit auch die andere Frage: ist die nationalistische Ethik christlich oder nicht? beantworten und es muß sich bei dieser Untersuchung herausstellen, ob die Kritik, die sie am ethischen Individualismus übt, begründet ist, und ob das, was die nationalistische Ethik will — nämlich die nationale Arbeit zu rechtfertigen und sittlich zu ermöglichen — nicht auf anderem Wege zu erreichen ist, als durch die rücksichtslose Proklamation des nationalen Egoismus.

Die prinzipielle Antwort hierauf ist nicht schwer: *Weder die individualistische noch die nationalistische Ethik ist christlich, denn beide sind im Prinzip egoistisch.*

2.

Aber was sagen die Gebote Jesu? Was sagt die Bergpredigt über dies Thema?

Die Bergpredigt ist in ihren grundlegenden Ausführungen ein Kommentar zum Grundgesetz, zum Nationalgesetz des Volkes Israel, zu den zehn Geboten. Obwohl nur die sogenannte zweite Tafel derselben, die Gebote, die den Nächsten betreffen, speziell erörtert werden, so bleibt doch das Gesetz der ersten Tafel (abgesehen vom Sabbathgebot) der Kanon, nach dem auch die zweite ausgelegt wird. — Du sollst keine anderen Götter haben neben mir — d. h. in die zweite Tafel übersetzt: ihr könnt nicht Gott dienen und euch selbst, ihr könnt nicht Gott dienen und dem Zorn, der Lust, dem Mammon, dem Neid, der Habsucht, dem Haß, den nationalen Leidenschaften, —„ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist".

Und was will diese Vollkommenheit, was gebietet die Ethik Jesu?

Bedenken wir zunächst folgendes:

1. Die Bergpredigt ist nicht gegeben, um zu sagen, wie man in den Himmel kommen soll, sondern um zu lehren, wie man auf Erden leben soll. Freilich das „thue das, so wirst du leben" liegt auf dem Weg ins Himmelreich. Aber der christliche Weg, der Weg Jesu ins Himmelreich geht nicht, wie die Individualisten vorgeben, aus der Welt heraus, sondern in die Welt hinein, — nicht neben der Welt vorbei, sondern durch die Welt hindurch.

2. Die Bergpredigt ist, so gut wie die zehn Gebote, nicht eine Mönchsregel, sondern ein Volksgesetz; aber obwohl auf einem Nationalgesetz aufgebaut, überschreitet sie doch wieder die nationalen Grenzen und erhebt den Willen Gottes zum Menschheits-, zum Völkergesetz.

3. Die Bergpredigt setzt den Bestand eines Volkslebens, den Bestand der Familie, den Bestand der Rechtspflege, den Bestand von Handel und Wandel, den Bestand eines nationalen Kultus und einer nationalen Verfassung, den Bestand von Völkerpolitik, von nationalen Idealen, nationalen Pflichten, von geschichtlicher Erbschaft

und geschichtlichen Aufgaben des Volks- und Völkerlebens voraus. Dies Gesetz setzt zuletzt und vor allem eine Weltregierung voraus, die keineswegs nur mit göttlicher Milde und väterlicher Güte, sondern ebenso sehr mit göttlicher Gerechtigkeit und väterlicher Strenge regiert.

4. Die Bergpredigt und alle Gebote Jesu kennen den Einzelnen als Einzelnen nicht. Zwar, sie stellen jeden Einzelnen vor das Angesicht Gottes und machen ihn und nur ihn letztlich verantwortlich für die Erfüllung seiner Pflicht und die Erhaltung seines Lebens als eines ewigen; aber im gleichen Atem stellen sie den Einzelnen sofort in die menschliche Gemeinschaft, in die Familie, in sein Dorf oder seine Stadt, sein Volk und sein Land, um ihm dort seine göttlichen Pflichten und Aufgaben zuzuweisen. Gott kennt überhaupt keinen einzelnen Menschen als einzelnen, er kennt nur die Menschheit als ein Ganzes, — die Familie, das Haus, das Volk, die Völkerwelt. Im Vaterunser giebt es kein „ich" und kein „mir" und „mich" — sondern nur ein „wir" und ein „uns".

Freilich, es liegen nicht alle Menschen für Gott auf einer Fläche; das Bild hat Höhen und Tiefen, hat Licht und Dunkel und hat Perspektiven. Aber zunächst ist es e i n Bild — im Vordergrund e i n e Nation, im Hintergrund e i n e Menschheit — und so bleibt es bis an den Tag des Weltgerichtes. Bis dahin hat keiner ein Recht, eine Auslese zu veranstalten, oder Unterschiede zu machen, Gott läßt seine Sonne scheinen über Gute und Böse und regnen über Gerechte und Ungerechte. Niemand hat ein Recht, sich von seinem Nächsten zu emanzipieren und zu fragen: wer ist mein Nächster? Auch der da, auch dieser schlechte Kerl, dieser Unbekehrte, dieser Schwarze, dieser Andersgläubige?

Die Menschen, solange sie auf Erden leben, sind e i n Volk, e i n e Familie; und wie niemand seinen Sohn oder seine Tochter, seinen Bruder oder seine Schwester, sie seien, wie sie wollen, fahren lassen und verleugnen wird, so sind und bleiben wir Menschen jeder für alle und alle für jeden verantwortlich. Alle Einzelschuld ist Gesamtschuld, denn auch die Sühne, die der Eine vollbracht, ist

Gesamtsühne. Aber dieses gewaltige seelische und geistige ζῶον πολιτικόν,*) das die Erde bevölkert, ist nicht ein Haufe, nicht ein Aggregat, — sondern der komplizierteste geschichtliche und soziale Organismus, in dem es eine Fülle der verschiedensten Organe und Funktionen physischer, seelischer, geistiger Art giebt, da ist ein oben und unten, ein herrschen und dienen, da ist Regierung, Verfassung, Kultus, Rechtspflege, Handel, Handwerk, eine Volks-, Stammes-, Stadt- und Dorf-Gemeinde, und als kleinstes und doch festestes Stück, als letzte Einheit, die als Baumaterial dem ganzen Bau der Menschheit Farbe und Charakter gibt, die Familie. Sind Sie einmal in Amsterdam gewesen? Die ganze Stadt hat einen merkwürdigen Farbenreiz, der jedem Haus, jeder Straße denselben einheitlichen koloristischen Stil giebt. Woher kommt das? Der Ziegelton, aus dem jeder einzelne Ziegel der Stadt geformt ist, hat von Haus aus eine lila Färbung — von den feinsten zartesten blaufraise Tönen bis zum dunkelsten Magenta. Das Material macht den Stil.

Das Material des Menschheitsbaues ist die Familie, sie giebt der ganzen Menschheit Farbe, Stil und Gepräge — das Haus ist Familie, der Stamm ist Familie, das Volk ist Familie, die Menschheit ist Familie, und Gott ist pater familias, ist unser himmlischer Vater.

Aber hat nicht Jesus gesagt: „Wer ist meine Mutter und wer sind meine Brüder?

Wer den Willen thut meines Vaters im Himmel." Ja, der Organismus der Menschheit ist seiner technischen Struktur nach einheitlich und geschlossen, aber sein sittlicher Charakter ist nicht einheitlich; und für diesen ist der erstgeborene Sohn und sein Charakter allein entscheidend.

Und darum wird einmal der Organismus der Menschheit zerscheitert werden und in eine rechte und eine linke Hälfte auseinanderfallen. Aber soweit sind wir noch nicht — das wird am Tage des Gerichts geschehen. Und seien wir ehrlich. Auch wir sind jeder ein Ganzes und haben

*) Politisches Lebewesen.

doch gute und böse Gedanken in uns und haben keinen Grund, uns einer über den andern zu erheben. Es thäte manchmal not, daß ein Mensch zerscheitert würde, und doch hat Gott Geduld mit ihm. Und so läßt er auch Familie, Gemeinde, Volk und Menschheit beisammen, bis auf den Tag, wo es heißt: ihr zur Rechten — ihr zur Linken. Denn nicht die sozialen, wirtschaftlichen, rechtlichen, politischen Ordnungen an sich, sondern der böse Geist, der mit dem guten darin ringt, ist das, was beseitigt, überwunden werden muß. Die Erde ist des Herrn.

* * *

Jesus ist nicht gekommen, die sozialen, wirtschaftlichen, rechtlichen, politischen und nationalen Ordnungen aufzulösen, sondern zu erfüllen. Das heißt ihm: nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit trachten, nach der Gerechtigkeit, die besser ist als die der Schriftgelehrten und Pharisäer.

1. Diese Gerechtigkeit setzt den Bestand der Familie nicht nur voraus, sondern will ihn erhalten, heiligen, vollenden.

„Ihr aber lehret: Wenn einer spricht zu Vater oder Mutter „Korban" — ich habe meine Altersunterstützung für euch zu einer frommen Stiftung verwandt, — „so löst ihr Gottes Gebot auf und heißt ihn für Vater und Mutter nichts thun."

War nicht Jesus selbst der treueste Sohn, ohne doch seinem himmlischen Vater untreu zu werden? — Hat er ohne Absicht die Hochzeit zu Kana besucht, er, der König seines Volkes als Hochzeitsgast der bürgerlichen Familie? Warum verschärft er das Verbot der Ehescheidung noch über das mosaische Gesetz hinaus? Warum sucht er das Uebel mit der Wurzel auszurotten, und verdammt auch das böse Begehren nach des Nächsten Weib?

2. Jesus setzt ebenso den Bestand der wirtschaftlichen Ordnungen voraus, und will ihn erhalten, heiligen, vollenden.

Was heißt es sonst, wenn er gebietet, mit dem Gelde treu zu wirtschaften, mit dem Mammon, an dem so viel

Ungerechtigkeit klebt? Hätte Jesus überhaupt die Geldwirtschaft und das Kreditwesen abschaffen wollen, wie kann er gebieten: Wende dich nicht von dem, der dir abborgen will? — Hat Jesus, der mit offenem Auge in Stadt und Land gelebt, nichts davon gesehen, daß die Menschen allermeist Geld zu ihren Geschäften brauchen, um Vorräte, Material und Werkzeug zu kaufen, um Arbeitslöhne zu zahlen, und daß es da oft ohne Schuld des Einzelnen am Nötigsten fehlen kann, — wenn die Zahlungen nicht eingegangen, wenn Verluste zu tragen waren. Wer giebt das Recht, die Gebote Jesu aus dem Gesichtswinkel eines Mannes, der das Leben kennt, auf das Niveau eines Vereins für Verarmung und Bettelei herunterzudrücken? Im Orient verhungert so leicht keiner und die Bettelei von Aussätzigen, Blinden u. s. w. ist eine öffentliche Armenversorgung, der sich nur ein exemplarisch hartgesottener reicher Mann entzieht.

Man begegnet in pietistischen Kreisen oft der Anschauung: ein Christ darf unter keinen Umständen Schulden machen. — Ja, wenn das in der Bibel steht, dann müssen wir morgen, wenn wir Christen sein wollen, sämtliche Geschäfte, Banken, Börsen u. s. w. schließen; denn diese existieren nur durch ein geregeltes Kreditwesen. Aber dies vermeintliche Gebot Christi ist eine Erfindung. Das Gegenteil steht in der Schrift. „Wende dich nicht von dem, der dir abborgen will." — Ist Schulden haben verboten, dann muß auch Leihen verboten sein. Man kann nicht das Stehlen verbieten und das Hehlen erlauben. Und das Pauluswort lautet nicht: Seid niemand nichts schuldig — sondern: bleibt niemand etwas schuldig außer der Liebe; denn bei der wird immer ein Saldo zu euren Lasten bleiben. Nun will weder der Herr noch Paulus jemand ermuntern zu borgen, wenn er's nicht wiedergeben kann, aber beide sind weit entfernt davon, das gesamte Kreditwesen, auf dem der Handel beruht, beseitigen zu wollen.

Jesus hat doch nicht in einem gemalten Palästina mit Milch- und Honigbächen, sondern in einem wirtschaftlich stark entwickelten Volksleben gelebt, wie schon die Bevölkerungsdichtigkeit zu seiner Zeit und die ge-

drängte Fülle der alten Besiedelungen beweist. Und ich frage: Wem gilt das Wort: Sorget nicht! wenn nicht den Geschäftsleuten? „Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe," wer braucht diese Mahnung mehr als der Geschäftsmann?

Aber wir können noch weiter gehen: Ein großer Teil der Gleichnisse Jesu sind dem Erwerbsleben entnommen — mit völliger Unbefangenheit. Handwerk, Handel und sogar das Geldgeschäft werden als selbstverständlich bestehend und notwendig vorausgesetzt, wo es redliches und unredliches Verhalten, Treue und Untreue, Faulheit und Fleiß, Verlust und Gewinn giebt.

Der Bauer, der erntet und in die Scheune sammelt, der Fischer, der seine Netze auswirft, der Kaufmann, der mit Perlen handelt, der Weinbauer, der Arbeiter dingt und ablohnt, der Herbergsvater oder Karawanserei-Besitzer, der die Reisenden und ihre Tiere aufnimmt, die Weingärtner, die die Hälfte oder ein Drittel des Ertrages an den Grundbesitzer abzuführen haben, der Magnat, der vor einer Auslandsreise seine Vermögensverwaltung an seine Finanzbeamten und Rentmeister übergiebt, der Fürst, der zum Kaiser nach Rom geht, um sich mit einem neuen Gebiet belehnen zu lassen, — aber auch der untreue Verwalter, der fürchtet, daß seine Betrügereien an den Tag kommen, der reiche Schlemmer, der sein Vermögen verpraßt, der faule Verwalter, der statt mit dem Kapital seines Herrn zu wuchern oder es mindestens auf der Bank anzulegen, damit es Zinsen trägt, es vergräbt. Bemerken Sie, daß hier ausdrücklich das Bankwesen als zurechtbestehend anerkannt und geboten wird, unter Umständen davon Gebrauch zu machen.

In allen diesen Gleichnissen werden die wirtschaftlichen Ordnungen als zurechtbestehend angesehen und kein Zweifel darüber gelassen, daß Gott über Handel und Wandel, Erwerb und Verkehr, über Stadt und Gemeinde, Fürst und Volk mit Gerechtigkeit regiert und einem jeden nach seinem Thun vergilt.

3. Die Gebote Jesu setzen auch die Rechtspflege als selbstverständlich voraus und fordern, daß in allen menschlichen Ordnungen alle Gerechtigkeit erfüllt werde.

Der ungerechte Richter wird sicherlich nicht als empfehlenswertes Beispiel aufgestellt — den, der unrecht an seinem Bruder handelt, ermahnt der Herr, sich noch auf dem Wege zum Amtsgericht mit ihm zu versöhnen, und stellt ihm den Richter, den Büttel und das Gefängnis vor Augen. Wir sind gewohnt, alle solche Aussprüche direkt auf das Weltgericht zu beziehen, der Herr thut das nicht. Ehe er den Menschen, der seinem Bruder grundlos zürnt, der ihn beschimpft und „gottlos" nennt, vor den höchsten Richter stellt, zitiert er ihn vor das Ortsgericht und den obersten Gerichtshof in Jerusalem.

Jesus verbietet das gottlose Schwören im Verkehr, auf der Gasse und auf dem Markt, aber er läßt den Schwur vor Gericht bestehen. Er lehnt es ab, selbst den Richter zu spielen, denn es ist nicht seine Sache, in andrer Amt zu greifen, und als er aufgefordert wird, den Erbschichter abzugeben, erwidert er mit den Worten, die man dem Mose vorhielt: Wer hat dich zum Obersten oder Richter über uns gesetzt? — Nicht, als wenn ihm nicht das Richteramt in seinem Volke zustände, — er war der König und Richter. Er, mehr als Salomo. Aber solange ihm von den Gewalthabern die Herrschaft, die ihm gebührt, vorenthalten wird — denn seit den Tagen des Johannes ist der König da, und die Regenten des Landes sind Usurpatoren — will er nicht Rechte ausüben, die man ihm weigert. So wenig er durch eine Volkserhebung in der Provinz von Volkes Gnaden zum König ausgerufen sein will, so wenig scheut er die politische Demonstration, die revolutionäre Handlung seines Einzugs in Jerusalem. Denn er war der legitime König seines Volkes.

4. Auch die sozialen Ordnungen, die Unterschiede von Stand und Bildung, Arbeitern und Arbeitgebern, Herr und Knecht, hat Jesus nicht aufheben, sondern erfüllen wollen. Er findet es ganz in der Ordnung, daß, wenn der Knecht vom Pfluge oder vom Vieh heimkommt, er zuerst seinem Herrn den Tisch deckt, aufwartet und wieder abdeckt und erst, wenn der Herr gegessen hat, selbst zum Essen kommt. „Wenn ihr alles gethan habt, was euch befohlen ist, so sprechet: Wir sind Knechte gewesen; wir haben

gethan, was wir zu thun schuldig waren." Die bekehrten Dienstmädchen, die unzufrieden sind, wenn sie nicht mit am Tisch der Herrschaft essen, die sich erlauben, zum Hausherrn „Bruder" und zur Hausfrau „Schwester" zu sagen, wären schön bei dem Herrn angekommen. Der Unterschied von vornehm und gering wird sogar für die Tischordnung von ihm aufrecht erhalten: „auf daß nicht ein Vornehmerer denn du komme und du mit Scham untenansitzen müssest."

Alle Stände vom König bis zum Sauhirten figurieren in den Reden des Herrn — und er ist weit entfernt davon, eine quäkerhafte Uniformität der gesellschaftlichen Anrede und Sitte für notwendig zu halten. Was er fordert, ist herzliche, brüderliche Gesinnung, unparteiisches Urteil, hilfsbereite That zwischen arm und reich, hoch und niedrig. Das forderte und übte Jesus, obwohl er alle Majestäten der Welt um Hauptes Länge überragt. Aber er hielt die sozialen Ordnungen, die gesellschaftliche Sitte, den Respekt und die Ehrerbietung zwischen hoch und niedrig aufrecht.

5. Auch die Politik, der Kampf um Recht und Macht in der Völkerwelt wird von Jesus als eine geschichtliche Notwendigkeit anerkannt. Er sieht die Hand Gottes darin, die die Geschicke der Völker leitet, sie mit Gerechtigkeit regiert und sein Gericht über sie herauffführt. Darum wird weder die Anwendung von Gewalt in der Rechtspflege, noch der Gebrauch von Gewaltmitteln im Kriege von Jesus verurteilt oder mit persönlicher Gewaltthat, Unrecht und Sünde auf eine Stufe gestellt. Selbstverständlich sehnt Jesus das Reich des ewigen Friedens und das Ende der Kriegsgeschichte der Völker herbei; aber er war weit entfernt davon, zu meinen, daß Kampf — Sünde, und Krieg — Verbrechen sei. Er hat keinem Offizier geraten, seinen Dienst zu quittieren, und keinem Soldaten geboten, den Militärdienst zu verweigern. Er hat Leute, die von Beruf Soldaten waren, zu seinen Jüngern gehabt und ihnen das beste Zeugnis ihres Glaubens ausgestellt. Die Geschichte Israels war eine politische Geschichte und eine Kriegsgeschichte. Jesus war überzeugt, daß diese Geschichte die Geschichte des Reiches Gottes war. Er glaubte nicht, daß Krieg und Kriegsgeschrei verstummen würde. Er sah den Ver-

zweifelungskampf seines Volkes und die geschichtliche Katastrophe über Jerusalem voraus. Aber die römischen Heere waren ihm nicht Werkzeuge des Satans, sondern die Heere des himmlischen Königs, die er aussandte, um seine Feinde umzubringen und ihre Stadt anzuzünden. Sein Apostel Paulus appellierte an den Kaiser.

3.

Aber stehen nicht andre Anweisungen Jesu zu einer Bethätigung, die unter Umständen Gewaltanwendung und Blutvergießen fordert, im Widerspruch?

Die Aufrechterhaltung der sittlichen Ordnungen des Volkes ist eine ebenso unumgängliche sittliche Notwendigkeit, wie die Aufrechterhaltung der sittlichen Weltordnung durch die strafende Hand Gottes. Es giebt nicht nur eine Vergebung der Sünden, sondern auch ein Weltgericht.

Tout comprendre, c'est tout pardonner ist kein Grundsatz, um damit die Welt zu regieren, und kann darum auch kein Grundsatz der Könige und der Richter sein. Ebensowenig kann es ein Grundsatz der häuslichen Erziehung und der Pädagogik sein. Die Weltregierung ist aber Erziehung des Menschengeschlechtes und darum sind ihre Grundsätze pädagogisch. Wenn Gott die Welt regiert, so sind Fürsten und Feldherrn, Richter und Amtleute seine Werkzeuge und thun seinen Willen, wenn sie mit Gerechtigkeit regieren, Krieg führen, richten, strafen. Sogar das Waffentragen zur Notwehr gebot Jesus in der Stunde der Gefahr seinen Jüngern, und ich habe manchen furchtlosen Missionar gesehen, der auf unsichern Wegen einen Revolver in die Tasche steckte. Er hat nicht gegen den Willen Jesu gehandelt.

Aber was machen wir mit einzelnen Worten Jesu, die all dem zu widersprechen scheinen?

„Die weltlichen Könige herrschen, und die Gewaltigen heißt man gnädige Herren. Ihr aber nicht also, sondern der Größte unter euch soll sein wie der Jüngste und der Vornehmste wie ein Diener."

War etwa die Meinung Jesu, daß es hinfort unter

den Völkern, die er zu seinen Jüngern zu machen gebot, keine Fürsten und Könige mehr geben dürfe? Oder ist nicht dies Wort ebenso wie den Fischern vom See Genezaret auch den Kaisern und Königen der Christenheit gesagt? Und ist nicht ein Wort, wie das des großen Friedrich: Ich bin der erste Diener des Staates — eine Erfüllung des Gebotes? Wieviele Fürsten und Feldherren kennen wir nicht, die in der Erfüllung der Gebote Jesu als Knechte Gottes mit demütigem Herzen und der hier geforderten Gesinnung ihres Amtes gewaltet haben? Gebührt nicht darum unserem alten Kaiser im christlichsten Sinne des Wortes der Name des Großen?

Aber bleibt nicht eine ganze Reihe von Anweisungen Jesu, die mit den Grundsätzen, die im Handel, in der Politik und in der Kriegführung befolgt werden müssen, wenn nicht Bankerott, diplomatische und militärische Niederlage unausbleiblich sein sollen, in unvereinbarem Widerspruch stehen?

Welche sind es?

Man pflegt sie als die höchsten und vornehmsten Gebote Jesu anzusehen:

„Liebet eure Feinde. Thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, welche euch verfolgen."

Liebet eure Feinde! Ich frage, muß chauvinistische Ueberhebung und nationaler Haß die Ursache unserer Kriege sein?

Hat nicht auch das Christentum schon Siege im Kriegswesen errungen? Sind nicht die ritterliche Gesinnung gegen den Feind, die Ehrung seiner Tapferkeit, die Courtoisie gegen die Gefangenen christliche Tugenden des Soldaten?

Haben die Buren den Lord Methuen wie die Räuber überfallen und halbtot liegen lassen, bis ein barmherziger Kaffer des Weges kam? Haben nicht sogar die englischen Staatsmänner es zuletzt vorgezogen, statt von Räubern und Banditen von ehrenhaften Männern und tapferen Helden zu sprechen?

Ist es nicht möglich, seinen Feind zu lieben und ihn doch zu bekämpfen?

Doch weiter.

„Giebt dir jemand einen Streich auf den rechten Backen, so biete ihm den linken auch dar.

So jemand mit dir rechten will und deinen Rock nehmen, so laß ihm auch den Mantel.

Nötigt dich jemand im Frohndienst, ihn eine Meile zu geleiten, so geleite ihn zwei weitere.

Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln.

Verkaufet, was ihr habt und gebt Almosen.

Verkaufe alles, was du hast und gieb es den Armen.

Wer nicht absagt allem, das er hat, kann nicht mein Jünger sein."

Was wollen diese Worte? wollen sie Geduld, Sanftmut, Dienstwilligkeit, Nachgiebigkeit empfehlen, oder wollen sie den Rechtsstaat aufheben?

Wollen sie den Geiz, die Habsucht, die Genußsucht, die Selbstsucht und Unbarmherzigkeit verdammen oder wollen sie den wirtschaftlichen Erwerb, den Handel, das Kreditwesen, die Banken und Börsen aufheben? Man braucht diese Fragen nur zu stellen und sie sind beantwortet.

Denn 1. sie gelten nur innerhalb der rechtlichen Kompetenz des Einzelnen.

Niemand kann disponieren über Geld und Gut, das ihm nicht gehört. Die Grenzen des privaten Verfügungsrechtes sind überall durch soziale, wirtschaftliche, rechtliche Verpflichtungen aufs äußerste eingeengt. Jesus selbst hat vor Gericht, als man ihn schlug, nicht die andere Backe dargeboten, sondern von seinen Richtern gefordert, daß sie nach Recht und Gerechtigkeit verfahren. „Habe ich unrecht geredet, so beweise es, habe ich recht geredet, warum schlägst du mich?" Jesus selbst hat die Maria nicht angewiesen, nach dem Rat des Judas die kostbare Narde zu verkaufen und den Erlös den Armen zu geben. Jesus hat nirgends und niemals den allgemeinen Pauperismus mit dem Reich Gottes verwechselt. Der eine seiner Jünger besaß ein Haus, der andere ein Schiff, der dritte einen Esel, der vierte einen Saal, der fünfte einen Garten u. s. w. Niemand von den Zeitgenossen und Jüngern Jesu hat ihn so verstanden, als ob er eine allgemeine Güterverteilung, als ob er die Faul-

lenzerei oder das Schlaraffenleben einführen wollte. Als die Leute in Kapernaum die Frage des Reiches Gottes als eine Magenfrage auffassen wollten, hat er ihnen den Rücken gewandt und sie mit seinen Reden vor den Kopf gestoßen.

2. Die Anweisungen Jesu sind markante Illustrationen, die einen einzelnen Fall herausheben, um ihn als Typus einer ganzen Kette ähnlicher Handlungen hinzustellen, die nach Person, Zeit und Umständen, tausendfältig verschieden sein können.

3. Das Entscheidende ist ihm überall die Gesinnung einerseits und andrerseits Absicht und Zweck, die verfolgt werden.

Aber eins bleibt trotz alle dem.

Jesus kennt und gebietet seinen Jüngern eine Gesinnung und eine Handlungsweise, die nicht schon ohne weiteres auf der geraden Linie der gerechten Handlungen, der rechtschaffenen bürgerlichen Tugenden und der Aufrechterhaltung und Erfüllung sittlicher, rechtlicher, kultureller Ordnungen liegen.

Jesus kennt, übt und gebietet ein Verhalten, das dem allen scheinbar entgegengesetzt ist, und dies Verhalten ist ihm der höchste sittliche Maßstab menschlichen und göttlichen Thuns.

Und dies Verhalten ist:

Leiden, dulden, verzichten, aufgeben, tragen, opfern, sterben.

Wie verhält sich die ganze Reihe von Geboten und Handlungen, die ein thun, wirken, handeln, arbeiten, bauen, ordnen, schaffen vorschreiben, zu der andern, die ein leiden, verzichten, sterben fordert?

Zunächst ist dies zu sagen: Kein menschliches Thun, das Werte schafft, wirtschaftliche oder geistige, kulturelle, soziale oder politische Ordnungen begründet oder erhält, verläuft nur in der einen der genannten Reihen.

Keine Arbeit ohne Entbehrung, keine körperliche Leistung ohne Trainierung, keine geistige Leistung ohne geistige Selbstzucht; es giebt kein Thun ohne Leiden, kein außerordentliches Thun ohne außerordentliche Leiden. Es giebt eine Askese der Arbeit, die jeder Jockai üben muß, ohne dar-

um die Askese als christliche Tugend anzusehen. Es giebt Opfer der Entbehrung und des Leidens, der sich jede Mutter unterzieht, die jede Arbeit des Mannes, jeder Lebensberuf mit sich bringt.

Es ist nur ein Unterschied zwischen den Geboten Jesu und den Erfahrungen des Leidens in der Welt:

Die Menschen bringen in der Regel nur Opfer, wenn sie müssen, und entraten selten der egoistischen Motive, während Jesus die Aufhebung aller egoistischen Motive proklamiert und nur noch den einen Zweck: die Ehre Gottes und die Förderung seines Reiches, und das eine Motiv: die Liebe zu Gott und den Menschen anerkennt.

In diesem Punkte war Jesus so radikal, daß ihm kein Opfer zu groß schien, damit der Wille Gottes geschehe, der Name Gottes geheiligt und verherrlicht werde. Und er durfte das Größte von den Menschen verlangen ,völlige Hingabe, rücksichtslosen Verzicht auf alles, was einem erkannten göttlichen Zweck und der Liebe im Wege steht, Opfer von Gut und Blut, von Freunden und Verwandten, von Glück und Leben. Denn er selbst ist allen darin vorangegangen und hat das größte Opfer gebracht.

Aber wer wollte wegen solcher radikaler Forderungen an die Hingabe des Menschen für die höchsten, die ewigen Zwecke die christliche Ethik der Weltverachtung, der Menschenfeindlichkeit zeihen? — fordern doch die höchsten menschlichen Ideale Vaterland, Wissenschaft und Künste, ja jeder Beruf, der den ganzen Mann erfordert, eine völlige Hingabe, rücksichtslose Aufopferung seiner selbst, ja unter Umständen das Leben.

Aber — alles Leiden, jeder Verzicht, jedes Opfer, selbst die Hingabe des Lebens ist nun und nimmermehr Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck.

Und unter diesem Gesichtspunkt allein: welcher Zweck wird mit Entbehrung, Leiden, Verzicht, Opfer erreicht? und ist dieser Zweck ein göttlicher, der den Menschen dient und Gottes Absichten fördert? — ist die negative Reihe der Gebote Jesu zu beurteilen. Jedes Leiden, jedes Opfer das zwecklos gebracht wird, ist unmoralisch. Denn Gott will nicht das Leiden, sondern die Herrlichkeit seiner

Geschöpfe. Kann aber Glück und Seligkeit der Menschen nur durch unser Leiden, nur durch Opfer erkauft und erwirkt werden, so ist Leiden das, was die größten sittlichen Wirkungen erzielt, was das menschliche Herz am tiefsten bewegt und seinen Willen am leichtesten zur Einsicht und Umkehr bringt. Darum hat Jesus gelitten.

Die einseitige Hervorkehrung und falsche Beleuchtung dieser negativen Reihe von Geboten hat die individualistische, die asketische Ethik gezüchtet, die den einzelnen Menschen als Selbstzweck betrachtet und seine Hinaufschraubung zu absonderlicher Heiligkeit als das eigentliche Richtmaß alles sittlichen Handelns ansieht.

* * *

Aber zur Ausbildung der individualistischen Ethik wirkte noch etwas anderes mit.

Der abendländischen, vom griechischen Geist inspirierten christlichen Ethik ist es nicht gelungen, der Welt und dem Leben in der Welt einen göttlichen Zweck abzugewinnen. Trotzdem Gott die Welt geschaffen, schien doch die Welt als das schlechterdings zu beseitigende. Die gesamte antike orientalische Weltanschauung und darum auch die Weltanschauung des Alten und Neuen Testaments glaubt an Weltvollendung und Weltverklärung — die abendländische Christenheit glaubt an Weltuntergang. Die Schrift glaubt an einen neuen Himmel und eine neue Erde, die sich gerade so zum alten Himmel und der alten Erde verhält, wie der neue Mensch zum alten, wie der Schmetterling zur Raupe — die abendländische Christenheit glaubt an eine andere Welt, die neben dieser Welt existiere und in die die einzelnen Seelen aus dieser Welt herausgenommen und herüberverpflanzt werden müssen.

Diese abendländische Weltanschauung stammt nicht aus der Schrift, sondern aus der platonischen Ideenlehre, mit der der Begriff des Himmelreichs in der Umdeutung als „Himmel" kombiniert worden ist.

Das Himmelreich, das Reich Gottes ist in der Schrift ein historischer, ein politischer, ein eschatologischer Begriff, der die letzte Perspektive der Weltgeschichte und der Schöp-

fung enthüllt. Das ewige Leben liegt nicht neben, sondern am Ende der Geschichtsentwickelung. Denn das ewige Leben der Menschheit ist das göttliche Resultat ihrer Geschichtsentwickelung, an der durch Auferstehung von den Toten in einer erneuerten Schöpfung die gesamte erlöste Menschheit teilhaben soll.

Darum kennt die Schrift einen Weltzweck, den die abendländische christliche Ethik nicht kennt. Denn der Weltzweck ist die Weltvollendung oder das ewige Leben. Welt-, Geschichts- und Kulturentwickelung einerseits und Entwickelung zum ewigen Leben andererseits sind der Schrift nicht zwei nebeneinander laufende oder sich kreuzende Linien, wovon die eine vom Anfang zum Ende, die andre von unten nach oben läuft, sondern sind dieselbe Linie. Das Ende ist das oben.

Weltgeschichte und Reichsgottesgeschichte sind nicht zwei Geschichten, sondern dieselbe Geschichte, nur sittlich differenziert.

Wenn wir dem Christentum die Weltaufgabe zurückgewinnen wollen, müssen wir das christliche Weltziel verstehen lernen.

Es ist kein Wunder, daß Kulturentwickelung und Christentum, statt einander zu durchdringen und zu vollenden, noch immer nebeneinander herlaufen.

Kann eine Mannschaft, die nur auf das Eine bedacht ist, ihr Leben zu erretten und wie die Ratten das Schiff verläßt, ehe es untergeht, anstatt das Schiff zu retten, und wenn es sein muß, mit dem Schiff unterzugehen, kann die ein Schiff in den Hafen bringen?

Durch welche Stürme, Gerichte und Katastrophen auch die Schöpfung noch hindurch muß, bis sie in den Hafen der Ewigkeit einläuft, Kapitän und Mannschaft haben auf Deck zu bleiben und ihre Pflicht zu thun.

Denn das Reich Gottes ist das Resultat der Gesamtarbeitsleistung der Menschheit; alles muß ihm dienen, alles muß, willig oder unwillig, wissend oder unwissend helfen, es zu vollenden. Wir aber haben zu wissen, was wir thun. Dann erst erkennen wir den göttlichen Adel der Arbeit. Die Arbeit, die ein Jeder in seinem Beruf, in seiner

Werkstatt, Kontor, Bureau, am Schreibtisch, am Ministertisch, vor der Front, im Generalstab, auf dem Throne zu thun hat, ist nicht nur eine Art geistlicher Zimmergymnastik, die an sich zwecklos, nur den Wert hätte, den sittlichen, den christlichen Charakter zu entwickeln, sondern sie hat an sich einen Zweck, sie leistet ein in seinen Wirkungen und Folgen Dauerndes. Der Bau, an dem jeder Tagelöhner im Schweiße seines Angesichts arbeitet, ist das Reich Gottes.

Das erste Gebot, das Gott dem Menschen gab: „Machet euch die Erde unterthan", ist im tiefsten Sinne dasselbe, wie das Gebot: „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit".

Aber so wenig eine Symphonie dadurch zu Stande kommt, daß jeder Musiker auf seinem Zimmer für sich halsbrecherische Passagen übt, sondern dadurch, daß alle Musiker miteinander die Stimmen einer Partitur unter dem Taktstock eines Dirigenten spielen — so wenig kommt das Reich Gottes dadurch zu Stande, daß ein jeder Gläubige in seinem Kämmerlein halsbrecherische Exerzitien der Heiligkeit vornimmt, sondern dadurch, daß die Menschheit in gemeinsamer Arbeit zusammenwirkt, um dem König des Himmels sein Reich auf Erden zu erobern.

Und dies geschieht nicht dadurch schon, daß die Einzelnen „in den Himmel" kommen, sondern dadurch, daß die Arbeit der Geschichte vollendet wird, damit „das Himmelreich" auf die Erde komme.

Eine Schlacht wird nicht dadurch zum Siege geführt, daß möglichst viele verwundet werden oder fallen, kampfunfähig vom Schlachtfeld weggebracht oder bestattet werden, sondern dadurch, daß genug am Leben bleiben und genug Mut und Tapferkeit beweisen, um den Feind auch aus seiner letzten Verschanzung zu vertreiben.

Ein Feldherr giebt sich nicht damit ab, über den Zustand seiner Gefallenen nach dem Tode zu grübeln, sondern damit, die Lebenden zum Siege zu führen. Und die Schrift giebt keine Aufschlüsse über die Zwischenzeit vom Tod bis zur Auferstehung, sondern trägt den lebenden

Generationen das „in hoc signo vinces"*) als Panier im Kampf der Geschichte voran, bis der Sieg über die Welt errungen, bis der Böse aus der Welt geworfen, bis das Reich Gottes gekommen, bis Jesus der Herr der Welt und der König der Menschheit geworden ist.

* * *

Aber eine Frage ist hier noch kurz zu erörtern.

Wenn auch Jesus die rechtlichen und politischen Ordnungen anerkannt hat, ist es nicht sein Wille, daß jede Art von Gewaltübung, von Machtbeweisung dabei auszuschließen ist?

Gestattet, billigt Jesus die Anwendung von Zwang, Gewalt und Machtmitteln zwischen Mensch und Mensch?

Die Frage ist dadurch entschieden, daß Jesus selbst Gewalt angewendet hat — in Wort und in That.

Niemand hat von dem Machtmittel des Wortes einen so vernichtenden Gebrauch gemacht wie Er.

Oder ist das nicht ein Gebrauch von Machtfaktoren, wenn er Blitze schleudert gegen die Heuchelei und Verlogenheit seiner Feinde, wenn seine Rede wie der Donner des Gerichtes grollt? Hat je ein Mensch einen so vernichtenden Gebrauch von allen Waffen der Ironie und Satire gemacht wie Er? Den „Fuchs" Herodes hat er ebenso wenig verschont wie das „Otterngezücht" der Pharisäer und seine Weherede wider die Schriftgelehrten und Pharisäer ist das Herbste und Schneidendste an Satire, was die Weltliteratur kennt.

Das heißt Gewalt anwenden. Und doch war, der so redete, derselbe, der die Kinder küßte und herzte, der die Witwe tröstete, der mit den Zöllnern und Sündern aß, und der in allem Verkehr unter dem Volk sich als der sanftmütigste unter den Menschenkindern bewies.

Aber bei *Worten* der Gewalt, bei Drohungen des Gerichts ließ er es nicht bewenden, er scheute auch *Thaten* des Gerichtes nicht, er flocht sich selbst den Strick zur Geißel und ließ sie auf den Rücken der Wechsler und Krämer, die das Heiligtum schändeten, niedersausen. Er

*) In diesem Panier wirst Du siegen.

scheute sich nicht, den Widerspruch der Obersten des Volkes zu provozieren und mit der politischen Demonstration seines Einzugs in Jerusalem die Katastrophe herbeizuführen.

Aber sein gewaltsames Reden und Handeln hatte eine Grenze. Er konnte und wollte nicht sein Anrecht auf den Thron Israels, sein Recht, über die Welt zu herrschen, mit Gewalt durchsetzen, denn er wollte ein Reich der Freiheit und nicht des Zwanges, er wollte nicht über ein Volk von Sklaven, sondern über ein Volk von Freien herrschen. Die Herzen seines Volkes, den Willen des Menschen für Gott zu gewinnen, das konnte er nicht mit Gewalt, und darum übte er sie nicht; aber er konnte es mit Leiden und Sterben, und darum litt und starb er.

Aber weder durch sein Vorbild noch durch seine Anweisungen hat Jesus einen Zweifel gelassen, daß Zwang und Gewalt im sittlichen Handeln nicht entbehrt werden können.

Er wußte wohl, daß Gott züchtigt, wen er lieb hat, und er stellt dem Knecht, der seines Herrn Willen weiß und nicht thut, Streiche in Aussicht. Er rät, den Richter, den Büttel und das Gefängnis zu fürchten, und er billigt den König, der den unbarmherzigen Schalksknecht den Peinigern überantwortet. Er warnt sein Volk vor den kommenden Gerichten und stellt der heiligen Stadt die Verwüstung durch die römischen Legionen vor Augen.

Züchtigen heißt ihm nicht sündigen und strafen heißt ihm nicht Unrecht thun. Aber um so ernster fordert und erwartet er von jedem, der ein richterliches Amt hat, Gerechtigkeit, und stellt den Knecht und den Herrn, das Volk und den Obersten des Volks vor den Richterstuhl Gottes.

Jede Frage des öffentlichen Lebens ist eine Machtfrage, ja jede Frage des Lebens überhaupt ist eine Machtfrage. Entweder ist es an sich unsittlich zu leben, oder es handelt sich im Leben um den sittlichen Gebrauch von Machtfaktoren.

Ist die Konkurrenz im Gewerbe und Handel eine Machtfrage, so ist sie es in Kunst und Wissenschaft auch. So wenig es unchristlich ist, wenn einer bessere Stiefel macht als der andere und dadurch die Kundschaft an sich

zieht und dem Nachbar entzieht, so wenig ist es unchristlich, wenn ein Maler bessere Bilder malt als der andere, oder ein Autor bessere Bücher schreibt als der andere, oder ein Pastor besser predigt als der andere. Man ist gezwungen solche Plattheiten zu sagen, um dem Gerede, als sei der Wettkampf, die Konkurrenz in Handel und Industrie an sich etwas unanständiges und unchristliches, entgegen zu treten. Ein jeder Kaufmann aber weiß, wo die Grenze für sein Gewissen liegt, und daß es auch unanständige Reklame und unlauteren Wettbewerb giebt. Ein jeder, der an einem Wahlfeldzug teilnimmt, weiß, daß es Grenzen für den Anstand, für die Ehre und die Wahrhaftigkeit giebt, die nicht überschritten werden dürfen.

Aber, wenn uns jemand vorhalten will, der Kampf an sich sei unchristlich und nur das Leiden sei christlich, so antworten wir ihm, daß man dem Christentum keinen Dienst leistet, wenn man ihm das Rückgrat zerbricht und ihm die männlichen Tugenden abspricht.

Das Leben des Herrn war Kampf; Kampf mit dem Versucher, Kampf mit seinen Feinden, Kampf mit der Lüge, der Verleumdung, der Charakterlosigkeit, der Feigheit, und Kampf mit dem Leiden, Kampf mit dem Tode; denn er ist dem Leiden nicht unterlegen, er ist dem Tode nicht unterlegen, er hat Leiden und Tod besiegt.

Der Kampf ist das Lebenselement des Christentums und keine Sphäre menschlicher Tugenden steht den Tugenden Christi so nahe, als die Tugenden des Soldaten, des Helden, des Königs. — Aber freilich, mehr denn der Städte berennt, ist der sich selbst überwindet.

4.

Die Frage, mit der wir es zu thun haben, ist brennend geworden, als unsere deutsche Politik durch die Weltlage genötigt wurde, besonders in der ostasiatischen Frage, die Bahn der Weltpolitik zu beschreiten. Die Bismarck'sche Politik hielt sich wesentlich im Umkreis der kontinentalen Interessen.

Die Begründung der deutschen Einheit, die Verteidigung der errungenen Machtstellung gegen die Gefahr vom Westen und vom Osten, das schienen so große und wertvolle nationale Güter, daß das christliche Gewissen nur vorübergehend, wie etwa bei dem deutschen Bruderkrieg 1866, in eine innere unsichere Stellung geriet gegenüber den politischen Machtfragen, die hier ausgekämpft wurden. Die Kämpfe, aus denen die deutsche Einheit hervorging, wurden aber mehr noch aus dem Gesichtspunkt der nationalen Notwehr gegen den drohenden und übermütigen Feind beurteilt, als daß man sich klar machte, daß sich hier die geschichtlichen Lebensinteressen und die Weltstellung des deutschen Volkes mit den wuchtigsten Machtmitteln, über die nur eine geniale Staatskunst verfügen lehrt, durchgesetzt haben.

Das aber, was es doch zuletzt dem christlichen Gewissen der Nation leicht gemacht hat, mit diesen Machtfragen und ihrer kriegerischen Lösung innerlich fertig zu werden, war nicht im geringsten das große Vertrauen, das dem sittlichen Charakter und der christlichen Ueberzeugung der Männer, die die Führer der Nation waren, entgegengebracht wurde. Und in der That, wer eine genuine, eine wahrhaft christliche Lösung dieser schwersten sittlichen Probleme und Pflichtenkollisionen, die die verantwortlichen Leiter der nationalen Politik mit ihrem Gewissen auszumachen haben, würdigen will, der studiere die sittliche Charaktergröße, die der große Kaiser und sein großer Kanzler in der Lösung derselben bewiesen haben.

Die Politik dieser Männer gehört zu den monumentalen weltgeschichtlichen Beweisen, daß Sittlichkeit und Macht im nationalen Leben keineswegs sich ausschließende Faktoren zu sein brauchen, sondern daß es im politischen Leben einen s i t t l i c h e n Gebrauch von Machtfaktoren giebt, und daß man nicht aufzuhören braucht ein Christ zu sein, um ein großer Fürst und ein großer Staatsmann zu sein.

Wollten wir dem Geheimnis einer christlichen Staatskunst auf den Grund gehen, so würden wir bei diesen Männern auf eine Ueberzeugung stoßen, die von eminentester Bedeutung für ihre verantwortlichen Entschließungen

war — und das ist die Ueberzeugung, daß nicht der Mensch, sondern daß Gott die Welt regiert. Wie Jesus von sich sagte, „der Sohn kann nichts von ihm selbst thun, er sehe denn den Vater etwas thun" — so wußten sich diese Männer als Knechte Gottes, die auf die Hände ihres Herrn sehen müssen, um nicht eigne Gedanken, sondern Gottes Gedanken zu verwirklichen. Ein Bismarck hat in den entscheidenden Stunden seines Lebens den Eindruck gehabt, nicht: „ich denke", sondern: „es denkt in mir" die Geschichte, die Weltregierung Gottes denkt in mir. Darum hat er die größten moralischen Verantwortungen auf sich nehmen können und seinen Herrn gedrängt, sie gutzuheißen; aber er hat es im Vertrauen auf Gott gethan, und in der Ueberzeugung, das Urteil Gottes auf seiner Seite zu haben. Er hat darum auch die Weisheit gehabt, bei entscheidenden Wendungen, deren innere geschichtliche Notwendigkeit ihm längst feststand, den gerechten Anlaß abzuwarten, den ihm Gott in die Hand spielte. Er war frei von der verhängnisvollen Ungeduld der heutigen englischen Staatsmänner, die ihren Mangel an moralischem Urteil vor allem darin bewiesen haben, daß sie die Früchte ihrer südafrikanischen Politik pflückten, ehe sie reif waren.

Wie kommt es aber, daß die neuen Probleme der Weltpolitik dem christlichen Gewissen größere Schwierigkeiten bereiten, als vordem die Probleme der kontinentalen Politik?

Handelt es sich um die überseeische Machtentfaltung und Ausbreitung einer Nation und nicht mehr nur um die nationale Verteidigung, so wird es offenbar, daß hier der Gesichtspunkt der Notwehr schlechterdings nicht mehr ausreicht, sondern daß es sich um Aufgaben einer eminent aktiven, unter Umständen sogar aggressiven Politik handelt. Hier wird die sittliche Frage nach dem inneren Recht des Gebrauchs von Machtfaktoren auf ein sehr viel schwieriges Gebiet verschoben, ein Gebiet auf dem zwar diese Frage für den Staatsmann immer liegt, aber nicht so für das öffentliche Bewußtsein.

Der Staatsmann hat nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, zwischen der Erkenntnis der inneren Not-

wendigkeit einer Entscheidung und der Rechtfertigung derselben vor dem öffentlichen Bewußtsein einen Unterschied zu machen; denn er kann nur ein oder die andere, nicht aber alle Karten zeigen, die er in der Hand hat.

Die Rechtfertigung von Entscheidungen auf dem Gebiet der Weltpolitik vor dem öffentlichen Bewußtsein ist aber sehr viel schwieriger als die auf dem Gebiete nationaler Verteidigung. Wenn da die inneren Gründe für den Staatsmann selbst nicht die Ueberzeugung enthalten, daß er vor Gott die volle moralische Verantwortung für sein Vorgehen auf sich nehmen kann, so kommt er in Versuchung, die öffentliche Meinung zu fälschen, wie es in den letzten Jahren in der englischen Presse geschehen ist.

Haben wir und haben unsere Staatsmänner die Ueberzeugung, daß die Zukunft unserer Nation und ihre geschichtliche Aufgabe eine Machtentfaltung zum Schutze ihrer wirtschaftlichen Ausbreitung in überseeischen Ländern erfordert, so muß diese Ueberzeugung in der Zuversicht gegründet sein, daß Gott zur rechten Stunde die gute Sache auch zur gerechten Sache machen wird. Denn, handelt es sich um die Ausführung von Plänen, die die göttliche Weltregierung zuvorbedacht und von langer Hand vorbereitet hat, so können wir sicher sein, daß es nicht der Wille Gottes ist, daß seine Absichten mit moralisch verwerflichen Mitteln und unter heuchlerischen Vorwänden ausgeführt werden. Eine Sache, die gerecht und nach Gottes Willen ist, muß auch den Schein der Ungerechtigkeit meiden.

Eine Politik nach sittlichen Grundsätzen ist nur möglich im Vertrauen auf die Weisheit und Gerechtigkeit der Weltregierung Gottes.

Und darum bedarf es hierzu keiner Berufung auf einen berechtigten nationalen Egoismus. Was sind denn unsere Nationen? Sie sind Gebilde, die die Weltgeschichte aus tausend Stücken zu einer Einheit zusammengeschweißt hat, Erben eines gewaltigen geschichtlichen Arbeitsertrages, Träger großer weltgeschichtlicher Aufgaben. „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen,“

das ist keine Maxime des Egoismus, sondern der sittlichen Verantwortlichkeit.

Das Erbe der Geschichte, das die deutsche Nation zu verwalten und zwar zum Nutzen und Segen der ganzen Menschheit zu verwalten hat, ist ein so gewaltiges, daß man mit Recht fragen kann, ob nicht das deutsche Volk noch die für die Zukunft des Reiches Gottes entscheidende Aufgabe in der Geschichte zu lösen hat.

Wenn es je zu einer geistigen Kultur kommen soll, die vom Christentum beherrscht wird, wenn es je zu einer christlichen Weltkultur kommen soll, die wert ist, den Namen eines Reiches Gottes zu tragen — welche Nation soll dazu in erster Linie das Werkzeug Gottes sein?

Der Geschichtsphilosoph Houston Stewart Chamberlain hat den germanischen Völkern dies Prognostikon gestellt, daß sie berufen seien, das Christentum in der Welt erst zur Herrschaft zu bringen — und es giebt einen Namen der für das Recht dieser Prognose zu bürgen scheint: Martin Luther.

Der Mann, der den Germanen wieder ein gutes Gewissen gegeben und sie frei gemacht hat von der Knechtschaft des römischen Imperiums, genannt römische Kirche, und der durch seine Glaubensthat erst die christliche Weltkultur des Reiches Gottes wieder ermöglicht hat — der Mann lebt noch; und in ihm lebt der andere Mann, von dem das Abendland das Evangelium empfangen hat, Paulus; diese beiden Männer haben die Welt reformiert, sollten sie ihr Werk nicht zu Ende führen?

Und wenn es sich um eine religiöse Erneuerung der germanischen Völker handelt, sollte nicht dem deutschen Volk der Löwenanteil der Arbeit zufallen? England und Amerika haben einen gewissen Einfluß auf die religiöse Bewegung in Deutschland ausgeübt, aber was ist es denn, das wir im besten Falle von dort empfangen haben — ist es nicht das, was sie zuvor von uns empfingen? Ist im ganzen Methodismus englischer Zunge irgend etwas enthalten, das nicht von Luther, von Herrnhut, vom Pietismus herstammt? Und welche Nation thut die theologische Arbeit für die Menschheit? — Deutschland. Die deutsche Theologie hat im Guten und im Schlimmen überall in der Welt die Führung.

Aber wir sind nicht mehr nur das Volk von Denkern, wir haben aufgehört zu träumen. Sollte nicht deutsche Thatkraft und Glaubensenergie von Gott noch wieder wachgerufen werden, daß wir das Erbe der Reformation wieder in seinem ganzen Reichtum und seiner ganzen Tiefe besitzen und verwalten lernen? Ich sehe keinen Grund, warum es nicht sein sollte.

Aber, man hält uns entgegen, die Stunde der Geschichte sei schon zu weit vorgerückt, man malt uns das baldige Ende des Aeons vor Augen, und man hat so tief in den Ratschlüssen Gottes gelesen, daß man uns den Anbruch des antichristlichen Reiches in nächste Aussicht stellt; man weiß auch, daß die europäischen Nationen die zehn Häupter des Tieres sein werden, und daß das deutsche Volk reif ist für den Antichrist. — Ja, woher weiß man denn das alles? — Das hat man seit vielen Jahrhunderten jeder Generation vor die Augen gemalt und nachher ist es doch anders gekommen. Und über all den eschatologischen Wahrsagereien meint man die Hände in den Schoß legen und zusehen zu dürfen, wie die Welt und das deutsche Volk immer mehr des Teufels wird.

Die Entwickelung von Bad Boll ist ein warnendes Beispiel für diesen eschatologischen Pessimismus. Da heißt es erst: Ehe der Herr kommt, hat alles, was ihr da thut, keinen Wert; ehe nicht die große Geistesausgießung kommt, ist es alles umsonst: bis dahin braucht man gar nichts zu thun, braucht nur alles zu kritisieren. — Und hernach wurde dem Pfarrer Blumhardt das Warten und Nichtsthun doch zu dumm und er ging unter die Sozialdemokraten.

Die Eschatologie des Pietismus ist überwiegend pessimistisch gefärbt — und auch das ist ein Grund, weshalb oft die besten Kräfte des Glaubens dem nationalen Leben verloren gehen.

Ja, es wird einmal zu einer antichristlichen Krisis unter den Völkern kommen. Aber, wer weiß denn etwas Gewisses davon, welchen Umfang dieselbe haben wird, wer kann sagen, ob die Krisis nicht wie alle bisherigen Krisen des Reiches Gottes auf dem Wege der Geschichte zur Lösung

kommen wird, und ob nicht Gott gerade die germanischen Völker erwählen wird, um sie für seine Sache streiten zu lassen? Gott ist noch niemals, wie in einer schlechten Tragödie, als deus ex machina, in die Geschichte eintreten, sondern er ist gekommen, wenn die Zeit erfüllt war; und noch immer, wenn er einem Volk das Reich nehmen mußte, hat er als ein weiser Weltregent ein anderes in Bereitschaft gehabt, dem er dasselbe geben konnte. Als der Herr voraussah, daß das Reich dem Volk Israel genommen werden würde, war er nicht so pessimistisch, daß er glaubte, die Heidenvölker würden das Erbe ebenso verschleudern wie Israel, sondern er erwartete und hat verheißen: „das Reich wird einem Volk gegeben werden, das seine Frucht bringt." Dürfen wir überhaupt etwas Geringeres erwarten, erhoffen, erarbeiten? Dürfen wir in irgend einem Sinne unser Volk preisgeben, ehe nicht sein Abfall eine unwiderrufliche Thatsache geworden ist?

Gewiß, ein jedes Volk in der Geschichte wird einmal seine Untüchtigkeit vor Gott, seine natürliche Unfähigkeit, das Reich Gottes zu verwirklichen, erfahren und insofern wird jedes Volk seine antichristliche Krisis haben. Aber wann das sein wird? — wer kann das sagen? Ich kann mich nicht überzeugen, daß das deutsche Volk für irgend ein Antichristentum reif ist, ich bin vielmehr überzeugt, daß unser Volk noch eine große, eine entscheidende Aufgabe im Reich Gottes zu erfüllen hat und daß wir die Pflicht haben, daran zu glauben. Wenn man das „nationalen Egoismus" nennen will, daß alle Völker den göttlichen Ehrgeiz haben sollten, ein Aeußerstes an Anspannung des Glaubens und der That für die Vollendung des Reiches Gottes auf Erden beizutragen, nun so wollen wir unserem Volke diesen nationalen Egoismus wünschen: „Ich jage ihm nach, daß ich es ergreifen möchte, nachdem ich von Christo Jesu ergriffen bin."

Dies und dies allein ist die letzte Aufgabe aller Nationen: die Gottesherrschaft Christi über alle Völker aufzurichten und die Gerechtigkeit dieses Reiches zu erfüllen.

Aber „handelt bis ich wiederkomme", sprach der Herr zu seinen Knechten — handelt — nicht träumt, fühlt, redet — sondern handelt!

Darum ist die beste Regel, die Macht und Sittlichkeit im nationalen Leben zusammenfaßt, die Parole, die Cromwell seinen Soldaten gab: „Vertraut auf Gott und haltet euer Pulver trocken!"

Professor D. v. Nathusius, Greifswald: Nach einem ausgezeichneten Vortrage hält es oft schwer, die Diskussion in Fluß zu bringen. Ich werde mich bemühen, dazu Anlaß zu geben. Das Thema, das heute behandelt ist, hat mein ganz besonderes Interesse, da ich öfter unter meinen jungen Freunden ausgesprochen habe: es müßte einmal jemand eine Arbeit machen über das Verhältnis von Arndts Lied: der Gott, der Eisen wachsen ließ — zur Bergpredigt. Die Sache hat zunächst eine theologische Bedeutung. Indem ich dieselbe zu kennzeichnen suche, erinnere ich an das, was gestern in den Verhandlungen zur Gemeinschaftssache über die Verwandtschaft von Pietismus und Rationalismus gesagt habe. Von Seiten derjenigen Religionswissenschaft, welche das Christentum in die Reihe der natürlichen Religionsentwickelung herabzudrücken sucht, ist behauptet, daß Jesus eine ganz andere Moral gepredigt habe als die, welche nachher in die christliche Kirche eingeführt sei. Auch Theologen, welche die Person Jesu unter der Maske objektiver historischer Forschung betrachten, kamen zu dem Resultat, daß Jesus eine weltflüchtige Moral gelehrt habe, mit Verzicht auf das Recht, das Eigentum, womöglich auch das Familienleben. Erst der Apostel Paulus habe das Christentum weltfähig gemacht, z. B. durch seine Anerkennung der Sklaverei, der das Schwert tragenden Obrigkeit u. dgl. Es ist aber eine Entweihung der Wissenschaft, wenn man sie zu so willkürlichen Geschichtskonstruktionen verwendet. Jesus hat nirgends die Lebensordnungen aufgehoben. Es ist ein Mißverständnis, wenn man in seinen Reden eine neue Gesetzordnung finden will. Vielmehr hat er z. B. in der Bergpredigt die Grundsätze der Gesinnung aufgestellt, mit welcher seine Jünger im Leben stehen sollen. Die Grundlage

dieses Mißverstehens liegt in dem Mangel einer richtigen Auffassung von Sittlichkeit und Recht. Und denselben finden wir auch auf der anderen Seite im Pietismus. Man neigt dort dazu, die natürlichen Verhältnisse, die durch das Recht geordnet werden, als für die christliche Sittlichkeit ohne Bedeutung zu vernachlässigen. Kinder Gottes wählen nicht — den Satz habe ich oft gehört. Ich habe ihn dann wohl dahin ergänzt: Kinder Gottes schimpfen nur, nämlich über die Zustände, welche mit durch ihre eigene Zurückhaltung vom politischen Leben entstehen. Wie verhalten sich denn Sittlichkeit und Recht? Ein Gegensatz besteht insofern, als beim Recht immer **der Zwang** sein muß. Sittlichkeit aber kann nicht erzwungen werden. Weil aber in der menschlichen Gesellschaft die freie Sittlichkeit nicht genügt zur Aufrechthaltung der Ordnung in der sündigen Menschheit, so muß das Recht helfend eintreten. Da wo die freie Sittlichkeit nicht leistet, was sie leisten sollte, erzwingt das Recht die der Sittlichkeit entsprechende Haltung. Das geschieht nicht um des einzelnen willen, dem der Zwang angethan wird, denn seine Haltung wird durch die Beugung unter das Recht noch keine sittliche, sondern es geschieht um der Gesellschaft willen. Halten wir diesen Unterschied fest, so können wir es wohl verstehen, daß der HErr die Gesinnung seiner Jünger beschreibt z. B. in der Bergpredigt, ohne damit die Ordnungen des Rechts, welche die sündige Menschheit bedarf, aufheben zu wollen. Daß diejenigen, welchen Gott das Schwert in die Hand gegeben hat, dasselbe auch führen, gehört durchaus zur christlichen Sittlichkeit.

Ich muß noch einiges bemerken zu der sittlichen Beurteilung politischer Fragen. Der Herr Referent sagt: es sei leichter, das sittliche Urteil da anzuwenden, wo es sich um das Vaterland selbst handelt, in seiner Beziehung zu den Nachbarn oder den inneren Zuständen, als da wo es sich um Weltpolitik handelt. Ich weiß nicht, ob er meinte, die Sachen der Weltpolitik seien an sich dem christlichen Urteil zu entziehen, oder nur, daß der einzelne Christ derartige Fragen schwerer übersehen kann. (Der Herr Referent nickte zu letzterem). Dann sind wir

also einig. Wenn im Verkehr mit dem Nachbar (z. B. mit Oesterreich 1866) eine Verteidigung nötig ist, und wenn unter Umständen ein Angriff die beste Verteidigung ist, so kann das auch in der Weltpolitik zur Anwendung kommen.

Professor Zander, Gütersloh: Alle großen deutschen Historiker sind von der Grundauffassung erfüllt, daß die großen Weltgeschicke, sonderlich die staatliche Geschichte deutscher Nation nicht zu den Teufelsdingen gehören, von denen ein Christ die Hand lassen soll, sondern lehren in dem öffentlichen Leben der Völker die Regierung Gottes verstehen; ein Christ soll dafür Kraft einsetzen und kann von da für seine Glaubenszuversicht Kraft empfangen.

Ranke sieht die ganze Menschheit als einen großen Körper, jedes Werk als einen vermeintlichen Gedanken Gottes an; in dessen Ausleben regen die Völker sich gegenseitig an, im Kampfe gegen einander streifen sie das Einseitige ab. Heinrich von Sybel weist Gottes Hand auch in der französischen Revolution nach; er stellt an die Spitze seines Werkes über diese den Satz: Gott kann seine Ehre und Macht keinem anderen lassen, es war sein Gericht, der Sturz des französischen Königtums, Klerus und Adels, die regierten, als wäre kein Gott über ihnen; von Sybel sieht durch Blut und Greuel den dritten Stand zur Anerkennung der Menschenwürde in seinen Gliedern aufsteigen, die lange unterdrückten Evangelischen in Frankreich zu freier Entfaltung gelangen. Löhe klagte, er, der Preußen liebe, habe an einem Tage vor Unmut geweint, als er las, daß Friedrich Wilhelm IV. mit der schwarz-rot-goldenen Fahne durch die Straßen Berlins zog, und der König selbst gestand: „Wir lagen alle auf dem Bauche“. Aber diente nicht diese Schwäche des Hohenzollern der Absicht Gottes, daß diese Kämpfe zwischen Krone und dem preußischen Volke um dessen verfassungsmäßige Teilnahme am Staat nicht durch rohe Gewalt niedergeschmettert, sondern geistig durch geduldige Abwägung und mühsame Arbeit, sonderlich auch christlicher Einsicht und Liebe vollzogen werden sollten?

Wie in der Entwickelung deutscher Politik sehen unsere besten Männer auch in unserer deutschen Literatur bewußtes

oder unbewußtes Zeugnis für christliche Gedanken. Mit welcher Freude hebt Vilmar, ein Mann von großem christlichem Ernst, nicht nur im Kirchenlied, sondern in allen großen deutschen Dichtungen die Herrlichkeit christlicher Gedanken hervor! Der Grundgedanke von Melanchthons Humanismus, das Gute, Wahre, Schöne offenbare sich auch in der griechischen Literatur, davon hätten wir Evangelische zu lernen, beherrscht sonderlich seit Nägelbachs „Homerischer und Nachhomerischer Theologie", die besten Lehrer der alten Klassiker; sie sehen in diesen Ringen nach göttlicher Gnade.

Wichtig für die Erkenntnis von Gottes Leiten in Politik und Literatur der Völker ist Beachtung der Wahrheit, daß menschliche Sünde erst Irrwege einschlägt, von denen dann die von Gott erweckten Zeugen zur Wahrheit führen. In der Dogmengeschichte sehen wir erst Arius seine Irrlehre verbreiten, dann Athanasius aus eigenem Erleben und heiliger Schrift die ewige Gottheit des Sohnes der Kirche für immer darlegen; erst lehrt Pelagius oberflächlich über menschliche Sünde, dann bezeugt Augustin aus der Tiefe eigener Erfahrung und großartiger Spekulation die Größe des sündlichen Verderbens und der Gnade Gottes, erst machte die Kirche des Mittelalters aus dem Evangelium vom Heil in Christo ein neues Gesetz, dann erfaßte Luther mit dem Ernst und der Tiefe deutscher Eigenart so klar und rein, wie niemand seit St. Paulus den Heilsweg der Glaubensgerechtigkeit. So weist Gott auch in staatlicher Entwickelung gegenüber falschen Wegen die lebendigen Christen daraufhin, im Kampf dagegen die Kraft des Evangeliums zu erweisen; darum gilt es nicht in falscher Weltflucht auf Mitarbeit an öffentlichen Aufgaben, wie Wahlen zu verzichten, sondern mutig die öffentlichen Pflichten zu erfüllen und so zu bezeugen: Jesus ist der Herr nicht nur in uns, sondern in den Einrichtungen des öffentlichen Lebens um uns.

Herr Hofprediger D. Stöcker, Berlin: Ich bin dem Herrn Dr. Lepsius außerordentlich dankbar für seinen Vortrag, und wünsche, daß er in weite Kreise kommt. Mir ist es seit langem klar, daß der falsche Individualismus

in sittlicher und religiöser Beziehung eine schwere Gefahr unserer Zeit, besonders für unsere Kirche bildet. Er geht durchaus von falschen Voraussetzungen aus. Zwei Dinge sind klar, daß Christus in der Bergpredigt keine Gesetze, sondern Grundsätze gegeben hat, und daß hinter den Wegen der Menschen die göttliche Weltregierung steht. Lassen Sie mich die gewonnenen Erkenntnisse auf die Gegenwart anwenden. Ich war einmal auf einer Pastoralkonferenz. Das behandelte Thema lautete: Woher kommt die Zunahme der Unmoralität in weiten Kreisen unseres Volkes. Ein junger Pfarrer der sozial dachte, referierte. Er erörterte die Dinge ganz vortrefflich. Bei der Diskussion trat ein alter hessischer Pfarrer auf und sagte, er würde sich in seinem Gewissen geschlagen fühlen, wenn er wegginge, ohne zu erklären, die Annexionen von 1866 seien der Hauptgrund, daß die Unsittlichkeit sich in weiten Kreisen ausbreite. In der großen Versammlung fand sich keiner, der diesem Wort widersprach. Ich wartete einige Minuten. Mein preußisches Herz regte sich in mir und ich dachte: „Wenn alles schweigt, mußt du reden." Ich sagte dann: „Die Schuld der Annexionen fällt schließlich auf den alten Kaiser und den Fürsten Bismarck. Nun ist mir kein Zweifel, die kühne Politik von 1866 hat Bismarck nicht mit Unruhe, sondern mit dem besten Gewissen von der Welt gemacht. Dem alten Kaiser ist es wohl schwer geworden, aber zuletzt hat auch er in dem Aufblick zu Gott mit gutem Gewissen gehandelt. Er ermöglichte dadurch die Einigkeit des deutschen Volks. . ." Der Redner schwieg. Und ein General-Superintendent trat auf und sagte ihm: „Lieber Bruder! Sie sind derjenige, der unter dem alten Regiment immer am meisten auf den Kurfürsten geschimpft hat und heute schimpfen Sie auf Preußen." Hier bestätigt sich das Wort von D. v. Nathusius: „Sie schimpfen!" — (Heiterkeit.)

Die deutsche Politik von 1866 war eine sichtbare Führung Gottes. Wenige Jahre nach dem Kriege kommt Bismarck als ein Freund nach Wien, und das deutsche Volk schließt mit Oesterreich ein enges Bündnis. Hier sind doch Thaten geschehen, welche ihre Rechtfertigung in sich selbst tragen. Betrachtet man das mit der

engen Auffassung eines unpraktischen Denkers, dann kommt man zu falschen Auffassungen. Damit ist aber nichts zu machen. Wenn das Christentum heute wenig Einfluß hat, so kommt dies mit daher, weil das Christentum in dem Ruf steht, daß es der Gegenwart nicht gerecht wird.

Nach Dr. Lepsius ist die rechte Auffassung der Weltpolitik schwieriger als die der nationalen. Das ist ohne Zweifel richtig. So verstieg sich die Sozialdemokratie bei der Behandlung der chinesischen Frage, als unsere Missionare ermordet worden, zu folgender Stellung: „Mag die Mission gehen, wohin sie will, darum soll sich die Politik nicht kümmern; werden die Missionare umgebracht, so geht das die Politik nicht an." Auch von christlicher Seite stellt man sich zuweilen auf denselben Standpunkt.

Aber unsere Missionare, die hinausgehen, sind doch nicht bloß Missionare, sondern auch Menschen, deutsche Bürger. Wenn sie umgebracht werden, so werden nicht bloß Missionare, sondern unsere Bürger getötet. Nun haben wir einen Gesandten in Peking und der chinesische Kaiser hat einen Gesandten in Berlin. Da muß doch das Recht gegenseitig gewahrt werden.

Auf einer württembergischen Missionsversammlung erzählte Inspektor Oehler von Basel, folgendes: Da ist ein Chinese, welcher Christ werden will. Seine Verwandten sind Christenfeinde. Sie schicken einen gedungenen Mörder zu dem Konvertiten und lassen ihn unerhörter Weise mißhandeln. Ihm werden beide Augen ausgerissen und dann die leeren Augenhöhlen mit ungelöschtem Kalk gefüllt. Die Mandarinen sind damit einverstanden. Nun stellen Sie sich vor, daß solche Dinge ungestört getrieben werden können. Das ist ja unmöglich; dann würde die Wildheit über das eigene chinesische Recht triumphieren.

In Afrika hat der arabische Sklavenhändler furchtbar gehaust. Heut ist es anders. Ich fragte neulich einen Missionar: „Wie befinden sich denn die Einwohner unter unserem Regimente?" Er antwortete: „Die Schwarzen sagen: Früher mußten wir unsere Arbeit mit dem Schild in der Hand, mit Angst und Zittern thun, jeden Augenblick gewärtig, von räuberischen Sklavenhändlern überfallen und

weggeführt zu werden. Heute arbeiten wir ohne Schild." Das ist doch ein großer Erfolg. Die Politik erfordert eine gewisse Größe der Anschauung. Ich kann es auf keinen Fall gutheißen, daß wir mit den Türken in so angenehmen Beziehungen stehen. Die Greuel der armenischen Verfolgung hätten von unserer Politik nicht ruhig hingenommen werden sollen. Unser alter Kaiser sagte 1871: Das deutsche Reich wird stark genug sein, um überall für die Gerechtigkeit einzutreten. Daraus folgt noch nicht, daß wir z. B. nach Afrika gehen um den Buren in Afrika zu Hilfe zu kommen. Aber wir stehen dabei, drücken die Augen zu, wenn sie vergewaltigt werden, und sind mit England gut Freund. Das ist nicht recht.

Christliche Politik ist wahre Politik; dazu wird hoffentlich dieser Vortrag beitragen.

Pastor Bunke, Berlin: Meine Herren! Ich bin mit dem Herrn Vortragenden durchaus einverstanden. Ich erinnere daran, daß Herr Hofprediger Stöcker oft gesagt hat: Unsere evangelische Theologie hat auf dem Gebiete der Ethik manche Fragen beiseite liegen lassen. Es gehört noch viel wissenschaftliche Arbeit dazu, bis diese Fragen der sozialen Ethik zur Klarheit gebracht sind. Heute haben wir ein Stück dieser Arbeit erlebt; und es ist uns eine Freude, daß wir aus dem berufenen Munde eines Professors der Theologie, der auf diesem Gebiete eine hervorrgende Autorität ist, die Anerkennung gehört haben, daß die dem Vortragenden gestellte Aufgabe vortrefflich gelöst ist. Es ist das um so mehr eine Freude, als gegen die positivgläubigen Kreise oft der Vorwurf erhoben wird, daß sie auf wissenschaftlichem Gebiete nichts leisten. Wir müssen daher fleißig an der Arbeit stehen.

Allein, wenn die Männer der Wissenschaft auch die einschlägigen Fragen behandelt und eine richtige Antwort gefunden haben, so fehlt noch viel daran, daß die Ergebnisse alsbald allgemeiner Besitz der Pastoren und gebildeten Kreise unserer Kirche sind. Auch hier liegen große Aufgaben vor. Es gilt, die gläubigen Christen, besonders die Gebildeten unter ihnen, mit den hier vorhandenen Problemen bekannt zu machen und sie für ihre Lösung

zu interessieren. Herr Dr. Lepsius hat einen Abschnitt vorgelesen aus der „Christlichen Welt". Dieses Blatt hat das große Verdienst, daß es die Fragen, welche unser öffentliches Leben bewegen, und besonders in den Kreisen der Gebildeten erwogen werden, unter den Gesichtspunkt des Christentums zu stellen versucht. Allein das Christentum, daß sich dort des öfteren breit macht, genügt uns nicht. Es hat deshalb dem Wunsche vieler entsprochen, als Herr Hofprediger Stöcker sich entschlossen hat, seine Deutsche Evangelische Kirchenzeitung. in der bisherigen Art aufhören zu lassen, um einem neuen Blatt Raum zu geben, das sich an die gebildeten Glieder der gläubigen Gemeinde wendet. Es ist das die von mir herausgegebene, Ihnen gewiß schon bekannte, jedenfalls heute vor Augen liegende Wochenschrift: „Die Reformation". Es liegt uns fern, andere treffliche Blätter, die ihre besondere Eigenart und Aufgabe haben, schädigen zu wollen. Ich erinnere zum Erweise dessen an die von Dr. Lepsius herausgegebene Monatschrift: „Das Reich Christi", die sich wesentlich mit theologischen Fragen beschäftigt, an das „Monatsblatt für Rheinland und Westfalen", das hier im Westen wichtige Aufgaben zu erfüllen hat. Wie wenig es sich da um Konkurrenz handelt, wollen Sie daraus ersehen, daß Herr P. Kühn-Siegen sich hat bereit finden lassen, Mitherausgeber und Mitarbeiter der Reformation zu werden. Ich glaube, daß noch Raum genug vorhanden ist, den die „Reformation" besetzen kann, besonders bei den Gemeindegliedern.

Endlich noch eins! Um Menschen dazu zu bewegen, daß sie liebgewordene Anschauungen gegen eine richtigere Ueberzeugung eintauschen, dazu gehört Zeit. Deshalb spreche ich die Bitte aus: Haben Sie Geduld mit den Pietisten! Sie sind doch das beste Material für den Bau der Gemeinde, weil sie in dem Glauben stehen, aus dem die Liebe geboren wird, weil sie zum Dienst im Reiche Gottes bereit sind. Die Gedanken, die sie darüber haben, sind zu eng und wir müssen danach trachten, ihren Gesichtskreis zu erweitern. Doch kann da vo[illegible] [illegible]hen Erfolgen nicht die Rede sein. Sie vertreten [illegible] Wahrheit,

daß es erst gilt, die Menschen zu Christo hinzuführen, ehe sie in der Welt für das Reich Gottes wirken. Diese Konferenz zeigt die großen Gedanken, die sich in unserem Volksleben auswirken sollen, eine andere Seite der Wahrheit. Die beiden Richtungen schließen sich nicht aus. Wir möchten gerne, daß sie sich gegenseitig einschließen, auf unserer Seite wenigstens ist die innere Uebereinstimmung im Grunde des Glaubens da. Der Vortragende ist selber Pietist, wir sind alle Pietisten. Jedenfalls ist es aber nicht leicht, Christen, die an das Wirken im Stillen gewöhnt sind, zur Thätigkeit im großen öffentlichen Leben heranzuziehen. Es ist auch nicht immer geraten. Es gehört also Geduld dazu. Und, wenn man damit anfängt, die Aufgaben zu zeigen, die im eng begrenzten Gebiet der eigenen Gemeinde liegen, so wird es auch an Erfolg nicht mangeln. Man darf sich nur nicht erbittern lassen, wenn man zunächst um solcher Bestrebungen willen nicht für voll angesehen wird. Wir wollen wirken in der Liebe, die alles glaubt und alles hofft und alles duldet.

Professor D. v. Nathusius, Greifswald: Daß ich noch einmal das Wort ergreife, hat seinen Grund in einer Aeußerung des Herrn Hofprediger Stöcker. Die Schwierigkeiten beim Schutze der Mission sind sehr groß. Die Mission darf nicht in eine schiefe Lage kommen durch den Schutz, den man vom Staat für sie verlangt. Es fragt sich, wie weit christliche Staaten sich auf den Beruf einlassen können, eine Art Weltpolizei zu sein. Wenn deutsche Unterthanen als Angehörige der Mission Schaden leiden, so kann die deutsche Regierung von der chinesischen wohl eine Sühne fordern, obwohl auch hier Vorsicht anzuwenden ist. Zum Missionieren gehört auch die Bereitwilligkeit, sein Leben in den Tod zu geben. Immerhin statuiere ich in solchem Falle die Forderung einer Sühne. Aber, wenn chinesische Bürger bloß darum, weil sie Christen sind, verfolgt und getötet werden, so sehe ich nicht ein, wie die deutsche Regierung dazu kommen kann, für chinesische Bürger einzutreten. Dann wird die Mission zu einer politischen Angelegenheit des deutschen Reiches. Das wollen wir nicht. Die Missionare mögen versuchen, chinesische Christen zu

bewegen, daß sie auftreten gegen Rechtsverletzungen an ihre chinesischen Glaubensgenossen, aber sie sollen bei ihrer heimischen Regierung nur Schutz für ihr Eigentum und Leben suchen. Wir sehen es als einen großen Vorzug der evangelischen Mission vor der römischen Praxis an, daß wir keine falsche Sühneleistungen verlangen wie jene.

Herr Pastor Ziegler, Suhl: Ich glaube auch nicht, daß die katholische Mission dadurch gehoben wird, daß sie sich Buße zahlen läßt, und halte das Verhalten unserer evangelischen Mission durchaus für besser. Dagegen erscheint es mir angebracht, wenn das deutsche Reich seine Missionare ohne deren Nachsuchen beschützt. Wenn Sie vom deutschen Chinakriege — aber wie gesagt, diese Frage ist vielleicht erledigt.

Anknüpfend an die Diskussion, möchte ich dann eine abweichende Ansicht über die individuelle Ethik äußern. Der Herr Vortragende spricht sich darüber aus, in These 9 Abschnitt III (liest es vor). Bis zu den Worten „sittlichen Lebensordnungen geboten" stimme ich mit ihm überein. Dann heißt es: „Sofern es sich nur um persönliche Rechte handelt, wird der Verzicht auf zwangsweise Durchsetzung derselben gefordert, sobald durch solchen Verzicht sittliche Wirkungen erzielt werden, die bei einzelnen oder in der Gesamtheit freiwillige Gerechtigkeitserfüllung hervorzurufen imstande sind." Nein, m. H., sobald nur persönliche Rechte in Frage kommen, (ich betone das Wort „nur"), so haben wir den Weg des Leidens, Duldens und Vergebens zu gehen, es müßte denn sein, daß wir deutlich die Wirkung voraussehen können, daß durch unsere Nachgiebigkeit der Gegner in seiner Ungerechtigkeit befestigt wird. Durch das Wort „sobald" („sobald durch solchen Verzicht sittliche Wirkungen erzielt werden rc.") macht der Herr Vortragende unser Verhalten von der möglicherweise zu erwartenden Wirkung auf den anderen abhängig.

Bei dem Verzicht auf ein persönliches Recht sind wir doch nicht Herr der Wirkungen, die von unserer Duldung ausgehen. Wir haben andere Menschen nicht in der Hand. Wir sollen für die eigene Seele sorgen nach dem Worte Jesu: „Was hilft es dem Menschen, wenn er die ganze

Welt gewinnt, aber Schaden nimmt an seiner eigenen Seele." Es darf niemand hinter dem großen allgemeinen Ziele, das wir in Anwendung des Rechtes haben, das Ziel der christlichen Selbstbildung übersehen. Wenn wir auf unserem Rechte bestehen, ist die vornehme und echt christliche Art verloren, solange nur persönliche Rechte zu verteidigen sind.

Unser Unglück war, daß man beim Uebergang aus dem Handwerk in die Industrie die Ordnungen niederriß. Selbst so einsichtsvolle Leute, wie Miquel, beseitigten 1869 mit Freuden den letzten Rest der Innungen. Wir müssen diese Arbeitermassen ordnen, gruppieren, damit Korpsgeist möglich ist. Die Massen sind jetzt wie die Sandköner in der Wüste. Die heilige Schrift sagt, die Menschen gehen daher wie der Fisch im Meer. Wenn man nun die Massen gruppiert, dann ist es möglich, viel Geist in die Massen zu bringen und auf die Stände sozial einzuwirken. Das ist die große Frage! Ich glaube nicht, daß unser Volk dessen unfähig ist. Aber ohne Ordnungen keine Führer. Aber Verführer genug da. Lieber Gott, gieb unseren frommen Leuten das Verständnis für die Massen!

Pastor Künzel, Breslau: Ich möchte zunächst auf die eben gehörten Worte etwas sagen, was ich eben empfunden habe. Ich kann dem nicht bestimmen, daß der Christ unter keinen Umständen sein Recht bei Gericht suchen dürfe, wenn es sich um seine persönlichen Angelegenheiten handelt. Wenn Herr Dr. Stöcker so häufig sein Recht vor Gericht hat suchen müssen, so handelte es sich dabei zumeist nur um persönliche Sachen — und doch, wenn er es nicht gethan hätte, welcher Schaden wäre unserer Kirche und besonders unserer Bewegung dadurch zugefügt worden.

Ich möchte ferner noch darauf hinweisen, wie köstlich gerade in dem Programm der Konferenz der Satz ist, daß die Konferenz die lebendigen Kräfte der Reformationskirche auf unser Volksleben einwirken lassen will. Diese aber ist eng mit Luther verwachsen. In dem Vortrage ist mit Recht Luther in die engste Beziehung mit Paulus gestellt worden. Ich hätte mich aber doch noch mehr gefreut, wenn im Laufe des Vortrages hervorgehoben wäre,

wie gerade Luther in dieser Beziehung als Vorbild dient, welches noch lange nicht genug erschöpft worden ist. Wie er es verstanden hat, die Klippen einer einseitig individualistischen, nationalen Ethik zu vermeiden in seinem ganze Auftreten und wie er instinktiv stets das richtige Wollen' gefunden hat. Wir können uns nicht genug in Luthers Leben und in seine Schriften vertiefen, um die Schätze zu heben, die dort zu finden sind. Wir sind ein Volk, daß zwar aus Luthers Dogmatik und Polemik viel gelernt, aber Luthers soziale Ethik noch nicht genügend bearbeitet hat. Seine Wertschätzung des irdischen Berufs verdient es, einer einseitig pietistischen Richtung gegenüber, die das Aufgeben des irdischen Berufes zu Gunsten sogenannter unmittelbarer Reichsgottesarbeit für hochverdienstlich preist, aufs neue recht hervorgehoben zu werden. —

Mir fiel bei den Ausführungen manches ein, was ich erfahren habe im Wirken und Arbeiten mit lieben Freunden, die nach der individuellen Ethik hinneigten in Wort und Thaten und doch dabei großes geleistet haben für die christliche Kirche. Ich habe das Vergnügen gehabt, bei der Begründung des christlichen Vereins junger Männer in Breslau mitwirken zu können, und gehöre noch jetzt dem Beirat desselben an. Ich habe ihn auf der Synode kürzlich gegen offizielle Angriffe zu verteidigen gehabt; hatte aber nicht die Freudigkeit dabei, die wohl nötig gewesen wäre, weil ein kleines Körnchen Wahrheit in dem Vorwurf war: Er entfremde die Leute ihrem Berufsleben. — Es wird in der That in manchen Kreisen der Gedanke geweckt und genährt, als sei der bürgerliche Beruf kein Dienst für den Herrn, sondern nur der unmittelbare Dienst in der inneren oder äußeren Mission. —

Ein sehr lieber, junger Amtsrichter leitete den Verein eine Zeit lang — er wurde dann Generalsekretär in Berlin, ist aber jetzt in den juristischen Beruf zurückgekehrt.

Ich sprach unserem Generalsekretär darüber mein Bedauern aus und sagte wie nötig uns gerade gläubige Juristen wären. — „Nein,“ sagte er, „es ist viel besser, daß er den Beruf aufgiebt. Die Welt geht doch ihren schiefen Gang und er kann so besser für den Herrn wirken, als

in seinem juristischen Berufe." Diese Anschauungen sind leider vielfach in den Gemeinschaftskreisen vertreten und doch sehr bedenklich. Ach, wenn doch das Band zwischen Gemeinschaftsleuten und dieser kirchlichen Konferenz noch viel enger würde! Dann würde dieser ungesunde Zug immer mehr aus diesen Kreisen sich verlieren und sie erst in rechten Segen für unser Volk und unsere Kirche werden.

Pastor Ziegler, Suhl: Der Herr Vorredner hat mich gröblich mißverstanden. Als ein Anhänger unseres verehrten Herrn Hofpredigers, dessen Kämpfen ich seit zwanzig Jahren fast mit steter Zustimmung und Bewunderung gefolgt bin, glaubte ich dem Verdachte zu entgehen, als gestände ich ihm nicht das Recht zu, gerichtlichen Schutz zu suchen. Er vertrat immer weit mehr als **nur** persönliche Rechte. Von solchen redete aber Herr Dr. Lepsius am Ende der 9. These. Bei ihrer Wahrung sei der Verzicht auf zwangsweise Durchsetzung derselben geboten, sobald durch solchen Verzicht sittliche Wirkungen erzielt werden. Weil wir die Wirkungen unseres Verzeihens nicht in der Hand haben, müssen wir, meines Ermessens, in Vertretung nur persönlicher Rechte uns das Verzeihen und Dulden zur Hauptregel machen nach dem Herrnwort: Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.

Eine andere Frage möchte ich anschließen. Neuerdings vertreten Angehörige der Ritschlschen Schule mit Entschiedenheit die vollkommene Trennung von Sittlichkeit und Politik, wenigstens äußerer (National-Soziale). Damit scheint mir ein starker Widerspruch zu der Tendenz derselben Schule gegeben zu sein, die Nutzbarkeit der Lehre Christi besonders für den bürgerlichen Beruf nachzuweisen. Wir werden daran festhalten müssen, daß die Worte dessen, der auf dem Berge und am Kreuze geredet hat, recht verstanden unser ganzes Leben regeln können und müssen.

D. Stöcker, Berlin: Was den Pietismus und unsere Stellung zu demselben betrifft, so sind wir alle mit einander Freunde des Pietismus und der Pietisten. Diese wertvollen Brüder, auf welche wir große Hoffnungen setzen, lieben wir, und bitten sie, mit Kraft mitzuwirken zum gemeinsamen Wohl.

Was Bruder Ziegler sagt, kann ich nicht gutheißen. Wenn jemand eine Beleidigung vor Gericht verfolgt, soll das dem Christen verboten sein? Soll der Christ nicht das Recht haben, unredliche Personen verurteilen zu lassen! Er kann, wenn er sittliche Wirkungen erhofft, darauf verzichten, er muß es nicht thun.

Die kleine Differenz wegen der Mission glaube ich leicht lösen zu können. Ich habe selber im Reichstage die Missionspolitik unserer deutschen Regierung getadelt, daß sie für die, bei der katholischen Mission ermordeten Missionare Geldstrafe forderte und den Chinesen auferlegte drei katholische Kirchen zu bauen. Das ist verwerflich. Aber, wenn Missionare ermordet werden und die Gesandtschaften die Bestrafung der Mörder fordern, wenn Kirchen zerstört werden und der Wiederaufbau verlangt wird, so ist dies durchaus recht. Es entspricht dem Rechtsgefühl. Herr Professor D. Nathusius hat überhört, daß ich sagte: gegen eigenes Recht; der Chinese hat freie Religionsübung gestattet; dann dürfen doch unsere Gesandten auch dafür eintreten.

Dr. Lepsius. Ich würde auf das Schlußwort verzichtet haben, wenn nicht noch von Pastor Ziegler der dritte Teil meiner Thesen beanstandet worden wäre. Ich möchte aber den Wortlaut der These gegen die Bedenken, die er geäußert hat, aufrecht erhalten. Ich glaube nicht, daß wir unter allen Umständen auf unser Recht verzichten dürfen, sondern nur, wenn sittliche Wirkungen dadurch erzielt werden können. Der Verzicht auf ein Recht kann unter Umständen unmoralisch sein und unmoralische Wirkungen hervorrufen. Die Grenze ist oft eine sehr feine.

Und nun noch ein Wort zu der Stellung, die vielfältig von seiten pietistischer Kreise zu den großen Fragen des wirtschaftlichen, sozialen und politischen Lebens eingenommen wird: Es sind oft die lebendigsten und auf ihrem Gebiete thätigsten Christen, deren Gesichtskreis in den Fragen des öffentlichen Lebens durch enge Schranken begrenzt ist. Wir können wir sie davon befreien und ihren Gesichtskreis erweitern? Ich glaube am besten auf Grund der Schrift. Es ist notwendig, die Lehre der Schrift in den Fragen des wirtschaftlichen und politischen Lebens viel mehr auszuschöpfen, als es bisher geschehen ist. Dem Schriftbeweis ist jeder Pietist zugänglich.
